ORDENTLICHE VERÖFFENTLICHUNG DER PÄDAGOGISCHEN
LITERATUR-GESELLSCHAFT »NEUE BAHNEN«

# EINFÜHRUNG IN DAS HISTORISCHE DENKEN

von KARL LAMPRECHT

3 1761 05505613 9

R. VOIGTLÄNDERS VERLAG IN LEIPZIG 1913

# „Pädagogische Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen"

Die „Pädagogische Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen" ist im Jahre 1911 in Leipzig gegründet worden und besteht aus den Herren: F. Lindemann, O. Meyrich, Rud. Schulze, E. Walther, K. Wehner und A. Wolf, sämtlich Lehrer in Leipzig. Die Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, für die Fortbildung des Lehrers und für einen besonnenen Fortschritt auf dem Gebiete der Volks- und Jugenderziehung zu wirken. Dieses Ziel sucht sie zu erreichen, indem sie einen neuen Weg zur Verbreitung pädagogischer Literatur einschlägt. — Durch die enge Verbindung von Zeitschrift und Buch wird sie jedem Gelegenheit geben, sich über wichtige pädagogische Fragen wissenschaftlich und gründlich zu unterrichten. Die Gesellschaft gibt heraus:

## Ordentliche und Außerordentliche Veröffentlichungen.

Die Abonnenten erhalten als

### Ordentliche Veröffentlichungen

1. die seit 23 Jahren erscheinende **Zeitschrift „Neue Bahnen"**, die R. Voigtländers Verlag in Leipzig der Gesellschaft als Organ zur Verfügung gestellt hat und die als besonnenem Fortschritt dienende Zeitschrift der deutschen Lehrerwelt bekannt ist.
2. Jährlich **vier Bücher** in vornehmer Ausstattung, zum Teil reich illustriert, im Gesamtumfang von 32—40 Druckbogen.
3. Jährlich 1 Sonderheft (vom 24. Jahrgang an), in dem die pädagogischen und die für den Lehrer wichtige allgemeine Literatur eingehend gewürdigt wird.

Der Jahrespreis der Ordentlichen Veröffentlichungen ist **6 Mark.**

Neben diesen Ordentlichen Veröffentlichungen soll in zwangloser Folge als

### Außerordentliche Veröffentlichungen

eine Reihe von Werken erscheinen, die Einzelfragen der pädagogischen Theorie und Praxis eingehend behandeln und die von den Abonnenten der Neuen Bahnen zu wesentlich ermäßigtem Preise nach Wunsch und Wahl erworben werden können.

Die „Pädagogische Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen" will dem deutschen Lehrer das Beste bieten zu einem Preise, der bisher unerreicht war, und der es auch dem jüngeren Lehrer in Stadt und Land, der mit seinem Bücherbudget rechnen muß, ermöglicht, sich eine wertvolle pädagogische Bücherei zu erringen.

Die Gesellschaft verzichtet auf ein bindendes Programm: Pädagogik heißt Entwicklung, heißt Leben, und wie das Leben vielgestaltig, so sollen die Gaben vielgestaltig sein, die sie der deutschen Lehrerschaft bietet. **Namen von Weltruf** finden sich auf ihrer Autorenliste; neben Männern der Wissenschaft werden Männer der Praxis das Wort ergreifen. So wird der Abonnent der „Neuen Bahnen" nach und nach eine

**Pädagogische Hand- und Hausbibliothek von bleibendem Werte**

erwerben, an deren schmucken Bänden sein Auge immer mit Freuden haften, zu denen seine Hand mit Nutzen immer wieder greifen wird; eine Bücherei, die Freunde, Berater, Helfer in vielen pädagogischen Nöten bringt.

**R. Voigtländers Verlag in Leipzig, Hospitalstraße 10**

2.60

## „Pädagogische Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen"

1. Als Ordentliche Veröffentlichungen erscheinen zum 24. Jahrgang 1912/1913 der Zeitschrift Neue Bahnen folgende vier Bücher:

**Geheimrat Prof. Dr. Karl Lamprecht, Einführung in das histor. Denken.**
**Literarhistoriker Otto Hauser, Der Roman des Auslandes seit 1800.**
**Sem.-Oberl. P. Ehrmann, Grundzüge einer Entwicklungsgeschichte der Tierwelt Deutschlands.**
**Professor Dr. R. Reinisch, Deutschlands Bodenschätze, ihre Entstehung und Verbreitung.**

Einzelpreis jedes Werkes ungebunden 2 Mark, gebunden 2.60 Mark. Die Ausgabe erfolgt vierteljährlich.

Abonnementsbestellungen werden am besten bei einer Buchhandlung, sonst bei der Post aufgegeben. Die Lieferung der Buchpublikationen erfolgt im allgemeinen in ungebundenen Exemplaren (Abonnement A 6 Mark); wünscht der Abonnent gebundene Werke zu erhalten, so erhöht sich der Jahresbeitrag auf 8 Mark (Abonnement B).

2. Außerordentliche und frühere Ordentliche Veröffentlichungen:

**Anthes, Otto, Heinz Hauser.** Ein Schulmeisterleben. Ungeb. M. 3.—, geb. M. 4.— Für Abonnenten ungeb. M. 2.25, geb. M. 3.25.

**Frenkel, R., Die Hobelbankarbeit in Verbindung mit dem Linearzeichnen.** Geb. M. 3.50. Für Abonnenten geb. M. 2.70.

**Graebner, Paul, Die Entwicklung der deutschen Flora.** Ungeb. M. 2.—, geb. M. 2.60. Für Abonnenten ungeb. M. 1.50, geb. M. 2.10

**Kaiser, E., Aus der Vorzeit.** Blicke in d. Entwicklungs- u. Vorgeschichte d. Menschheit. Ungeb. M. 2.60, geb. M. 3.40. Für Abonn. ungeb. M. 2.10, geb. M. 2.90.

**Stadler, August, Philosophische Pädagogik.** Ungeb. M. 4.—, geb. M. 5.—. Für Abonnenten ungeb. M. 3.25, geb. M. 4.—.

**Witkowski, Georg, Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830.** Ungeb. M. 2.—, geb. M. 2.60. Für Abonnenten ungeb. M. 1.50, geb. M. 2.10.

**Wundt, Wilhelm, Einführung in die Psychologie.** Ungeb. M. 2.—, geb. M. 2.60. Für Abonnenten ungeb. M. 1.50, geb. M. 2.10.

**Wünsche, Alwin, Die deutschen Kolonien.** Ungeb. M. 2.—, geb. M. 2.60. Für Abonnenten ungeb. M. 1.50, geb. M. 2.10.

Bestellungen auf diese Veröffentlichungen zu ermäßigtem Preis können nur auf den dem 1. Heft Neue Bahnen beigefügten Bestellscheinen erfolgen; diese sind der betreffenden Buchhandlung ausgefüllt auszuhändigen und werden von dieser an den Verlag weitergegeben. Die Bestellscheine gelten nur für das betreffende Abonnementsjahr und verlieren nachher ihre Gültigkeit.

**Ausführliche Prospekte gratis von R. Voigtländers Verlag in Leipzig**

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/einfhrungindas00lamp

Ordentliche Veröffentlichung der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen“

# Einführung in das historische Denken

Von

Karl Lamprecht

Mit 36 Abbildungen

Zweiter, unveränderter Abdruck
11.—15. Tausend

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1913

Copyright 1912,
R. Voigtländers Verlag
in Leipzig

Umschlagzeichnung von
Erich Gruner, Leipzig

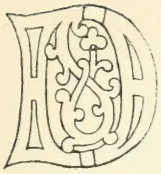
D
13
L3
1913

LIBRARY
AUG 11 1966
UNIVERSITY OF TORONTO

1106068

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig 5103

# Vorwort.



ie folgenden Darlegungen sind wesentlich aus Gedankengängen erwachsen, die sich dem Verfasser gelegentlich geschichtlicher Vorträge, Vorlesungen und Übungen eingestellt haben: sie haben also wenigstens den einen Vorteil, der Praxis, dem Leben zu entstammen.

Eine Illustration des Textes konnte an mindestens einer Stelle nicht wohl entbehrt werden. Sie ist, um dem Büchlein einen gleichmäßigen Charakter zu verleihen, durch die Aufnahme von Initialen aus dem Echternacher Codex der Gothaer Bibliothek verstärkt worden, deren innere, kunst- und kulturgeschichtliche Zugehörigkeit zum Texte sich dem Leser ohne weiteres ergeben wird. Die oft nur skizzenhaften Illustrationen entstammen vielfach Sammlungen, die der Verfasser in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus den Handschriften verschiedener Bibliotheken Süd- und Westdeutschlands zusammengebracht hat; zumeist gehen sie auf Bausen zurück; heute würde man dergleichen mit dem photographischen Apparat leichter und besser und viel weniger skizzenhaft bewältigen. Daneben ist für die älteste Zeit außer einigen schon früher publizierten Stücken ein Paar trefflicher Zeichnungen von G. F. Muth, dem ich dafür herzlich danke, für die spätere Zeit manches auch aus der Tafelmalerei, zum Teil nach eigenen Skizzen, herangezogen worden.

Leipzig, 22. März 1912.

**Karl Lamprecht.**

# Vorwort zum zweiten Abdruck.

Das kleine Buch hat seinen Lauf viel rascher genommen, als ich erwartet hatte; nach einem halben Jahre muß es neu ausgegeben werden. Als ich die Nachricht vom Verlag erhielt, habe ich es noch einmal durchgelesen, sehe mich aber durch diese Nachprüfung wie durch die inzwischen erfolgte literarische Kritik nicht zu Änderungen veranlaßt.

Leipzig, 5. November 1912.

**Karl Lamprecht.**

# Inhalt.

Seite

Erster Teil: Entwicklung des historischen Sinns in Deutschland.

1. Kapitel: Ältere Formen des historischen Sinns . . . . . 3
2. Kapitel: Der geschichtliche Sinn des subjektivistischen Zeitalters. Erste Periode . . . . . 17
3. Kapitel: Der geschichtliche Sinn in der zweiten Periode des Subjektivismus . . . . . 42

Zweiter Teil: Das geschichtliche Denken der Gegenwart.

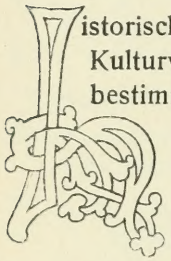
1. Kapitel: Die psychische Distanz . . . . . 54
2. Kapitel: Der Normalverlauf geschichtlicher Entwicklung . . 73
3. Kapitel: Grunderscheinungen und Abwandlungsvorgänge des Normalverlaufs . . . . . 139

Erster Teil.

# Entwicklung des historischen Sinns in Deutschland.

## 1. Kapitel.

## Ältere Formen des historischen Sinns.



Historischer Sinn ist der getreue Ausdruck der jeweiligen Kulturverhältnisse und des seelischen Lebens eines bestimmten Zeitalters. So ist er in seiner Entwicklung ohne eine Kenntnis des Charakters der einzelnen Kulturzeitalter nicht verständlich.

Gehen wir innerhalb der deutschen Geschichte in die Zeiten zurück, die uns durch eine schriftliche Tradition noch so erhalten sind, daß wir ihr inneres Leben verstehen können, so stoßen wir hier auf seelische Zustände, die von den heutigen noch grundverschieden sind. Wir werden, obwohl uns nur sechzig Generationen von den Germanen des Cäsar und Tacitus trennen, alle Anstrengungen machen müssen, um das ganz andere psychologische Dasein dieser Urzeit zu begreifen. Gehen wir dabei von dem äußeren Gerüst des germanischen Lebens, vom Staate aus, so sehen wir die Nation noch in eine Fülle kleiner staatlicher Bildungen zerfallen, deren jede einzelne schwerlich mehr als 20 bis 30000 Seelen umfaßt haben wird. Dabei erweist sich die Bildung jedes dieser einzelnen kleinen Staaten an sich doch schon wieder als verwickelt. Wie die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts die Lehre von der Zusammensetzung aller organischen Wesen aus Zellen aufgestellt hat, so wird auf

unserem Gebiete die historische Forschung nicht vorwärts kommen, wenn sie nicht den germanischen Staat der Urzeit auf sein Zellenleben hin projiziert und beobachtet. Die Zelle dieser Zeiten ist das Geschlecht, eine Sammlung aller derjenigen Menschen, welche, gleichzeitig lebend, sich nach germanischer Verwandtschaftsrechnung etwa bis zum 6. oder 7. Grade verwandt erachteten. Diese Masse, die der Zahl nach in dem einzelnen Falle vielfach geschwankt haben mag, führte im allgemeinen noch einen einzigen Haushalt und war schon dadurch in der ganzen Auffassung des Daseins aufs engste gebunden. Nun war gewiß diese Zelle nicht die letzte und kleinste Form des germanischen Lebens; genau so wie bei der Zelle der pflanzlichen und tierischen Organismen, hat die genauere Forschung bei ihr innere Konstruktionen und Organisationsvorgänge entdeckt, welche auf kleinere Kerne und tiefere Einheiten schließen lassen; so sind z. B. gewiß schon die Anfänge späteren Familienlebens vorhanden gewesen. Im ganzen aber war sie doch die Trägerin des gesamten geistigen und körperlichen Daseins der einzelnen Personen.

Daher wird es zum Verständnis der Zeit darauf ankommen, uns vor allem die Organe und den Geist klar zu machen, in denen das Geschlecht auf die Einzelperson wirkte. Und da finden wir ein höchst merkwürdiges Bild. Klar darzustellen ist es am besten am Charakter der Blutrache, die in dieser Zeit noch prinzipiell, und in ihrer ganzen Ausdehnung gewiß auch vielfach noch praktisch als primitivste Form eines wichtigen strafrechtlichen Vorgangs wirkte. Hatte der Angehörige eines Geschlechtes A. einen Angehörigen des Geschlechtes B. ermordet, so liegt es unserem Gefühle bei Annahme der Blutrache nahe, sich deren Ausübung so vorzustellen, als wenn nun das Geschlecht B. verpflichtet gewesen wäre, den Mörder im Geschlecht A. zu töten. Dies war aber keineswegs die Auffassung der Urzeit. Vielmehr

ging die Absicht dahin, in dem Geschlecht A. irgendeinen der waffenfähigen Männer — und wie gern wird man eben den kräftigsten und nicht gerade den Mörder ausgesucht haben — zu töten. Wir sehen hier davon ab, die allgemeinen Folgen dieses Zustandes, für die der Germane das Wort Fehde besaß, auszumalen. Für uns ist nur wichtig, daß hier offenbar die einzelnen Personen innerhalb des Geschlechtes noch als unter sich austauschbar, um den juristischen Begriff anzuwenden, als fungibel erachtet wurden. Die hier zutage tretende Anschauung könnte nun für die Konstruktion des Lebens der Einzelperson innerhalb des Geschlechtes nach den verschiedensten Seiten hin verfolgt werden: immer ergibt sich wieder, daß die Einzelperson als solche überhaupt noch nicht politisch und sozial konstruktiv erfaßt wird, sondern sozusagen nur als Exemplar und somit dem Wesen nach als identisch mit den anderen erscheint.

Bei einem solchen Dasein der Urzeit, wie es hier nur in ganz wenigen charakteristischen Zügen skizziert werden konnte, entsteht natürlich sofort die Frage, was ist eigentlich früher dagewesen: die typische Gleichheit der einzelnen oder der typisierende Charakter des Geschlechtes? Es wird geringer Überlegung bedürfen, um diese Alternative zugunsten ihrer ersten Seite zu erledigen. Nicht so liegen die Dinge, als wenn eine bewußte Konstruktion des Geschlechtes in dem eben angeführten Sinne zu der gering entwickelten Individualisierung der einzelnen Personen geführt hätte, sondern vielmehr der typische Charakter der einzelnen Personen sprach sich naturgemäß in jener Organisationsform des Geschlechtes aus, die wir kennen gelernt haben.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß derselbe für die einzelne Person festgestellte Charakter auch im Staate der Urzeit wiederkehrt. Der Staat ist im Grunde weiter nichts als eine föderative militärische Zusammenfassung solcher

Geschlechter, die sich auf einen Stammvater zurückführten oder zurückführen zu können glaubten, und die spezifisch militärische Durchbildung des Staates beruht eben darauf, daß der einzelne — wie in Deutschland der Hauptsache nach noch heute — in jeder militärischen Formation grundsätzlich nicht so sehr als Individuum erscheint denn als eine, einen bestimmten Platz füllende Nummer.

Sehen wir nun diese ganze Konstruktion mit modernen Augen an, so werden wir sie überaus streng und den Verlauf des Einzellebens sozusagen unter ständige Disziplin gestellt finden. In der Tat war alles auf die seelische Uniformierung der Individuen eingestellt, und wer sich dieser Uniformierung nicht fügte, der wurde in oft grausamen Formen und mit der Konsequenz, seine ganze Lebensstellung zu verlieren, ausgestoßen. Betrachten wir dagegen die ganze Situation mit den Augen der Urzeit und gehen wir wiederum vom einzelnen aus, so würden wir zu der Auffassung gelangen, daß es in der Tat die Eigenschaften der einzelnen waren, welche eine so starke Disziplinierung in Geschlecht und Staat notwendig machten. Der einzelne Germane war, wie uns deutliche Nachrichten namentlich bei Tacitus zeigen, grundsätzlich noch von ungebundenster Willkür der Lebensführung. So kam es ihm nicht darauf an, im Würfelspiel letzten Endes Weib und Kind, ja selbst die eigene Freiheit zum Pfande zu setzen. So war er seinen Unfreien gegenüber im allgemeinen höchst gutmütig, doch schloß dies nicht aus, daß er sie in Momenten des Zornes grundlos tötete. Diese Nachrichten werden uns von den Alten generell übermittelt. Wir haben aber für die Wahrhaftigkeit dieser Überlieferung bei Gregor von Tours und anderen auch noch die eingehendsten, oft recht traurigen individuellen Zeugnisse. Es gibt Stellen bei Gregor von Tours, wo es fast scheint, als wenn Franken bei wüsten Gelagen fähig gewesen wären, Unfreie

spaßeshalber zu töten. Wir befinden uns also noch in einer Welt höchster Impulsivität und gelegentlich fast nach unseren Begriffen noch motivenloser Form des Handelns, in einer Welt, die nach unseren Begriffen sittlich noch sehr wenig erzogen ist, und die fern davon ist, schon einen Schatz wohlnuancierter sittlicher Begriffe aus einer weiten Vergangenheit bereits höherer menschlicher Entwicklung her zu besitzen. Unter diesen Umständen muß, wenn die Gemeinschaft und das Heil aller aufrecht erhalten werden soll, das Dasein des einzelnen in enge Fesseln gefaßt und in harter Erziehung unter die Gesamtziele der Gemeinschaft gebunden werden. Individuen aber, die sich dieser Art der Erziehung nicht fügen, treten dann rasch aus der Gemeinschaft hervor und erfahren gewaltige erhebende wie demütigende Schicksale: so entsteht der Begriff des germanischen Recken und Helden.

Was mußte nun unter den soeben kurz und nur andeutungsmäßig geschilderten Umständen der historische Sinn dieser Zeit sein? Da das gewöhnliche Leben in harter Bindung von Generation zu Generation fast unterschiedslos dahinlief oder wenigstens dahinzulaufen schien, so konnte von einem Verständnis wechselnder Zustände und damit von einem intimen Verständnis geschichtlicher Vorgänge noch nicht die Rede sein. Menschlich bedeutend erschien nur das außerordentliche Schicksal des einzelnen, der aus der typischen Gemeinschaft heraustrat. Und so war es die Feier der extravaganten menschlichen Persönlichkeit, die das eigentliche Leben der geschichtlichen Erinnerung ausmachte, und das Heldenlied erschien als die höchste Form der Auswirkung geschichtlichen Sinnes. Dabei traten in ihm ganz eigentlich fast nur die heldenhaften Personen hervor, die Recken und allenfalls noch ihr Gefolge. Ihnen allein fiel die Verantwortung für die geschichtliche Entwicklung der Nation zu, und

sie wurden darum als die alleinigen Gegenstände und Motoren zugleich der geschichtlichen Entwicklung begriffen. Helden und Heldenverehrung im primitiven Sinne war somit der getreue Ausdruck des Charakters der Zeit. Helden und Heldenverehrung haben sich aber auch bis zur Gegenwart erhalten. Denn noch immer leben bei uns und vornehmlich in den tieferen Schichten der Gesellschaft die Urformen seelischen Daseins, die wir in germanischer Zeit beobachten können, wenn auch in abgewandelten Schattierungen fort, wie noch heute hier und da vornehmlich in entlegenen Gegenden die primitiven Formen prähistorischer Gefäße fabriziert und gebraucht werden. Denn nichts geschichtlich Gewordenes vergeht wiederum gänzlich. Und in den Zeitaltern höher entwickelter Kulturzustände lebt es als tiefer Orgelton zu den stärker modulierten Erscheinungen neueren Charakters sogar noch ein gelegentlich ausschlaggebendes Dasein fort.

Dabei darf man nicht denken, daß dieser primitive historische Sinn der Heldenverehrung in späteren Zeiten isoliert aufträte und somit gewisse historische Auffassungen allein und einseitig bedingen müsse. Nein, er kann auch als Ingredienz einer im übrigen viel späteren Entwicklung des historischen Sinns anderen Zeiten gerecht werden. Und es können somit in höheren Kulturstufen die verschiedensten Mischungen früherer Ausbildung des historischen Sinns eine sehr verschiedene Art der Tätigkeit und der Ausdrucksformen der verschiedenen Geschichtschreiber bedingen, vorausgesetzt, daß diese ihren Beruf nicht bloß als wissenschaftliches Geschäft, sondern als künstlerisch gestaltende Tätigkeit treiben.

Die persönliche heldenhafte Auffassung der Geschichte als ein Ganzes ist also für die gesamte Urzeit wie auch das Mittelalter charakteristisch geblieben, wenngleich mannig-

fache leise Abwandlungen eingetreten sind. Hier, wo es sich um eine Information nur über die Hauptentwicklung handelt, dürfen wir sagen, daß eine entschiedene Wandlung erst seit dem 15. und 16. Jahrhundert eingetreten ist, das heißt mit einer Zeit, in der der mittelalterliche und urzeitliche Persönlichkeitscharakter, wie er soeben für die germanischen Jahrhunderte mit wenigen Worten umschrieben wurde, einer ganz anderen Lebenshaltung, nämlich der des Individualismus, Platz gemacht hatte.

Nun ist es freilich nicht leicht und mit zwei Worten zu sagen, was eigentlich Individualismus sei. Eine Definition läßt sich schließlich ohne Schwierigkeiten aufstellen, aber niemals wird sie dem Historiker als ein Mittel erscheinen, eine ganze Zeit zu bestimmen. Er drängt vielmehr nach dem Erzählen. Folgen wir dieser Neigung und beschränken wir bei der Gelegenheit das Thema, welches sonst, im Falle näherer Darlegung, bis ins Unendliche führen würde, vornehmlich auf die Entwicklung des historischen Sinns, so wäre etwa folgendes vorzutragen:

Während im 12. und 13. Jahrhundert in den historischen Darstellungen wie in der romanhaften Epik der Minnesänger ein Unterschied der Zeiten in dem Sinne, daß die Zustände als verschieden angeschaut werden, nicht gemacht wird, tritt der Sinn hierfür seit dem 14. und 15. Jahrhundert immer lebendiger hervor. Das geht so weit, daß in einem berühmten Beispiele aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in der Limburger Chronik, der Sinn auch für die äußerlichen Zustände der eignen Zeit schon entwickelt ist. Wir finden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in gelegentlichen Zeichnungen unserer Handschriften schon etwas wie Neigungen zum Modejournal, und zwar vornehmlich wohl zu praktischen Zwecken, ohne besondere und bewußte Betonung des konventionellen Ideals, das sich die Stauferzeit vom mensch-

lichen Körper überhaupt machte. In der Limburger Chronik aber finden wir Notizen über die Wandlungen der Moden, die deutlich von dem Gesichtspunkt ausgehen, diese Wandlungen als etwas besonders Eigentümliches geschichtlich zu notieren und künftigen Zeitaltern zu übermitteln. Damit tritt denn eine andere Auffassung der geschichtlichen Überlieferung, überhaupt ihres Charakters, ihrer Rechte und ihrer Pflichten ein. Wenn es bei Nachrichten, wie den eben behandelten in der Limburger Chronik, heißt: „Item, du Mensch, der du noch geboren werden sollst, du sollst wissen, daß . . . .“, so ist die hier zugrunde liegende Tendenz doch eine andere als die der Tradition des Heldensinns. An die heldenhafte Tradition kann nicht ohne starke Leidenschaft und eine Unsumme begleitender Affekte gedacht werden. Haß und Liebe und dementsprechend Gunst und Ungunst, Parteilichkeit mit anderen Worten ist für die heldenhafte Tradition charakteristisch. Für die Tradition, die seit dem 14. und 15. Jahrhundert einsetzt und nachher bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bezeichnend bleibt, ist es vielmehr ein anderes Motiv, das in den Vordergrund tritt, das der Kuriosität. Man steht den Dingen noch nicht so wissenschaftlich kühl gegenüber, daß sie als reines Objekt erschienen; man ist ihnen gegenüber noch nicht wissensbegierig, sondern neugierig; es sind noch immer Affekte, die sich mit der geschichtlichen Vorstellung verknüpfen, aber diese Affekte sind milder, und sie beziehen sich nicht auf die harten Schicksale von Persönlichkeiten, die schwerlich jemals ohne innere Erregung zur Darstellung gelangen können, sondern auf den sanfteren Wechsel der Zustände. Der Mensch tritt gleichsam aus dem Wandel der Zeiten heraus, er nimmt zu ihm schon eine individuelle Stellung ein; er steht für sich, und darum urteilt er ruhiger. Aber die völlige Isoliertheit, das Bedürfnis, sein Selbst auszulöschen gegenüber den geschichtlichen Dingen,

das später den größten Historiker des 19. Jahrhunderts charakterisiert hat, das ist noch nicht vorhanden.

Diese schon im 14. und 15. Jahrhundert leise anhebende Stimmung aber wurde durch Humanismus und Reformation mächtig gefördert. Indem seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Kenntnis der antiken Welt allmählich heraufdämmerte und aus primitiven Formen bis zur Höhe der Vorstellungskraft eines Erasmus und Melanchthon emporwuchs, eröffnete sich vor dem Blick wenigstens der höchst begünstigten Zeitgenossen der Gegensatz zweier gänzlich voneinander abweichenden Kulturen: der Gegenwart und der Antike. Gewiß wurde dabei dieser Gegensatz nicht in dem Grade empfunden, in dem wir das heute tun. Viele Humanisten, und vornehmlich die Poeten unter ihnen, haben vielmehr geglaubt, die Antike in die Gegenwart restlos übertragen und gleichsam antikisch, ja, indem sie sich höher einschätzten als Virgil oder Horaz, überantikisch leben zu können: ein Glaube, der offenbar die Vorstellung von der Vereinbarkeit der Zeitalter bis zu einem gewissen Grade zur Voraussetzung hatte. Aber auf manchem Gebiete fühlte man sich doch von der Antike deutlich getrennt. Und zwar bezeichnenderweise vor allem auf denjenigen, auf welche die Entwicklung des früheren historischen Sinns für das Heldenhafte unbedingt hinwies. So ist es z. B. ein ständiger Stolz der Humanisten gewesen, daß die Germanen unter Armin den Römern die schwere Niederlage der Varusschlacht beigebracht hätten, wie denn überhaupt in den politischen Gegensätzen, die in den Grenzkriegen zwischen Rom und Germanien zum Ausdruck gelangten, der Unterschied von Einst und Jetzt am besten erfaßt wurde.

Indes die humanistische Auffassung stellte doch nur den ersten Höhepunkt des individualistischen Sinns für die Geschichte überhaupt dar; der schöne Enthusiasmus, der

sich wenigstens anfangs mit ihr verband, verschwand sehr bald, und das, was als neu übrig blieb, war das Interesse an der äußeren Form der Zustände. Dementsprechend entwickelte sich eine philologisch-antiquarische Forschung, die nicht nur das Altertum, sondern in beträchtlichem Maße auch schon das Mittelalter ergriff. Freilich trat dabei die mittelalterliche Strömung deshalb nicht ganz klar hervor, weil die Zeiten des 16. bis 18. Jahrhunderts mit dem Mittelalter auch vielfach noch praktisch verbunden waren, so daß neben den antiquarischen auch solche Forschungen blühten, welche gewisse Rechte und Pflichten früherer Zeit als auch in der Gegenwart noch zu Recht bestehend nachwiesen. Bei dieser Grundströmung versteht es sich, daß die geschichtlichen Studien vielfach in Kompendien von sogenannten Altertümern oder höchstens in statischen Darstellungen früherer Verfassungszustände aufgingen. Daneben stand eine emsige Arbeit in der Herausgabe der Quellen. Auf diesem Gebiete traten, nachdem das Altertum mit der Mitte des 17. Jahrhunderts so ziemlich erledigt schien, namentlich auch jene Sammlungen mittelalterlicher Quellenschriftsteller hervor, welche heute durch die kritischen Ausgaben neuerer Zeit, insbesondere der „Monumenta Germaniae", erledigt sind und nunmehr in unseren Bibliotheken ein stilles, von niemandem gestörtes Staubdasein fristen.

Neben der eigentlichen antiquarischen Auffassung der individualistischen Zeit stand freilich noch eine beträchtliche Fortbildung des alten, vornehmlich auf die Einzelpersönlichkeit gerichteten historischen Sinns. An die Stelle des Heldensangs war schon im frühen Mittelalter das anekdotische Epos und danach das historische Lied getreten, beides Formen, welche den behandelten Personen und Taten schon bei weitem näher traten und sie demgemäß genauer darstellten als das Heldenlied. Dann aber

hatten sich prosaische Formen eingefunden, die nochmals um eine beträchtliche Anzahl von Schriften den historischen Objekten näherrückten. So vor allem nach der frühmittelalterlichen Annale die breitere historische Darstellung schon des 12. und 13. Jahrhunderts, die Biographie, die sich seit dem 14. Jahrhundert vereinzelt schon zu den Anfängen der Selbstbiographie erhob, wie die politische Parteidarstellung einzelner Episoden und schließlich seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts die Behandlung früherer und zeitgenössischer Ereignisse von innerem Zusammenhang, z. B. gewisser Kriege mit größerer diplomatischer Vorgeschichte, im Sinne eines Kunstwerkes. Indem nun all diese neuen Formen auftraten, deren Gemeinsames eine steigende Entwicklung in der Intensität der Auffassung des gegebenen Gegenstandes war, stellte sich das Bedürfnis ein, die einzelnen Ereignisse, die früher fast motivenlos oder nur mit episch-typischen Motiven nebeneinander gestellt waren, zu einer Einheit zusammenzufassen und in ihrer Abfolge eingehender zu begründen. Der innere Willenszusammenhang der einzelnen Taten wurde also gesucht; wie man es mit griechischem Worte ausdrückte, das Pragma. Die pragmatische Geschichtschreibung wurde damit recht eigentlich neben der antiquarischen Tendenz zu einem Charakteristikum des individualistischen Zeitalters, und sie ist während der Jahrhunderte dieser Zeit allmählich zu hohen Formen auch der künstlerischen Darstellung entwickelt worden. Indem man aber mit der Bevorzugung der Motive in das Reich der Zwecke eindrang, lag es besonders nahe, die Geschichte zugleich als zweckdienlich zu betrachten, und so erschien denn dieser Zeit in steigendem Maße die Geschichte gleichzeitig als Lehrmeisterin des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens.

2. Kapitel.

## Der geschichtliche Sinn des subjektivistischen Zeitalters. Erste Periode.

Seit etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts trat in dem geistigen Leben der deutschen Nation ein fundamentaler Wechsel ein. Das Zeitalter der Aufklärung und des Rationalismus, das Zeitalter des schließlich völlig intellektualistischen Individuums des 16.—18. Jahrhunderts wurde durch neue Formen seelischen Lebens abgelöst. Sonderbar und revolutionär waren die Anfänge dieser neuen Zeit, deren wirtschaftliche, soziale und auch geistige Fundamente hier nicht bloßgelegt werden können. Empfindsamkeit und Sturm und Drang zogen als die ersten Phasen der neuen seelischen Welt herauf, und fast krankhafte Erscheinungen einer literarischen Sentimentalität, persönlichen Freundschaftskultes, genialischer Überspanntheit und erstaunlicher Bewunderung dieser leiteten sie ein. Diesen ersten Phasen sind dann eine Reihe anderer wohlbekannter Entwicklungsreihen gefolgt, namentlich die des Klassizismus, der Romantik, des Realismus der dreißiger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts und einer aushallenden Bewegung in den fünfziger bis sechziger Jahren, die von den Zeitgenossen selbst als Epigonentum der vorhergehenden Phasen bezeichnet wurde und in der Tat eine erste Periode der Entwicklung des subjektivistischen Zeitalters abschloß. Älteren Zeitgenossen unter uns aber ist es auch noch persönlich erinnerlich, wie dann seit den siebziger und vornehmlich achtziger Jahren mit all den Zuständen nervöser Art, deren Inbegriff ich als Reizsamkeit bezeichnet habe, eine zweite Periode des subjektivistischen Zeitalters eingesetzt hat: eine Periode, die in höheren und zu gleicher Zeit innerhalb der Nation

weitergreifenden Formen die Entwicklung der ersten Periode wiederholt und derart fortsetzt, daß sich ihre ersten Phasen, die der Reizsamkeit und des sogenannten grünen Deutschlands, in der Literatur und in den Anfängen der Sezession innerhalb der bildenden Kunst sehr wohl und in zahlreichen Punkten mit den Erscheinungen der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs vergleichen lassen. Wie dann auf die ersten Phasen dieser zweiten subjektivistischen Periode seit den neunziger Jahren ein ernstes, neuen Idealen zustrebendes, vielfach an Klassizismus, vor allem aber an Romantik erinnerndes Leben gefolgt ist, wird wohl allen Lesern dieser Blätter aus eigner Erfahrung bekannt sein.

Greifen wir jetzt auf die erste Periode und ihre Entwicklung zurück, so wird vor allem der Versuch gemacht werden müssen, zu bestimmen, was eigentlich Subjektivismus sei und welche Art des historischen Sinns er zur Folge haben müsse. Die Aufgabe ist insofern nicht schwer, als eben die ersten Erscheinungen des Subjektivismus in Empfindsamkeit und auch noch in Sturm und Drang sich in scharfer Reaktion zu dem vorhergegangenen Zeitalter einer rein verstandesmäßigen Kultur des Individuums bewegten, so daß eben in diesem Kontrast das Wesen beider Zeitalter aufs schärfste herausgearbeitet erschien. Dazu kommt noch, daß wir am Schlusse des individualistischen Zeitalters in der mit so außerordentlicher Sicherheit abstrahierten Philosophie Leibnizens eine glänzende Enquete des geistigen Zustandes im Beginn des 18. Jahrhunderts besitzen, wie denn große philosophische Systeme kaum jemals etwas anderes sind und gewesen sind als Spiegelbilder des innersten seelischen Lebens ihrer Zeit. Nun weiß man wohl, in wie hohem Grade sich die typische Persönlichkeit des individualistischen Zeitalters in Leibniz' Monade abspiegelt. In sich ein vollkommen abgeschlossener Mikrokosmos, Brennpunkt aller makrokos-

mischen Beziehungen, aber tür- und fensterlos gegenüber ihresgleichen, in sich reich, aber nachbarlich beziehungslos, stellt sie recht eigentlich das Individuum dieser Zeiten dar. So sehen wir die Einzelperson auch ausgeprägt in der Entwicklung des absoluten Staates. Dieser Staat kennt keinerlei organische Zusammenfassung der Individuen für bestimmte öffentliche oder auch nur private Zwecke. Er ist durchaus korporationsfeindlich, unter dem Herrscher stehen unterschiedslos die einzelnen Individuen der Untertanschaft, der Gesamtheit, nach einem oft gebrauchten Bilde einem Haufen leicht verwehenden Küstensandes an unwirtlichen Gestaden vergleichbar. Wie anders erscheint demgegenüber die Persönlichkeit der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs namentlich auch insoweit, als sie Seiten des neuen subjektivistischen Lebens entwickelt, die in allen späteren Phasen und Perioden desselben wiederkehren. Da sehen wir die lebendigsten Beziehungen von Person zu Person, das Bedürfnis, sich gegenseitig kennen zu lernen, sich zu lieben, ja ineinander aufzugehen in unendlichen Beweisen der Freundschaft. Da tritt uns überall das Bedürfnis entgegen, tätig zu sein über die eigne Sphäre hinaus, der Nation mit seinem Wirken anzugehören, und in diesem Zusammenhange erklingt seit Jahrhunderten zum ersten Male wieder der tiefe Ton von der freudigen Hingabe bis zum Tode fürs Vaterland. Damit werden alle Gefühls- und Willenselemente gestärkt; der intellektualistischen Isoliertheit des früheren Zeitalters tritt das Bedürfnis der gesamtpsychischen Kenntnisnahme der Nebenmenschen entgegen, und Gesellschaft wie Geselligkeit werden zur Losung des Tages. Übersieht man alle diese Wandlungen sowie viele andere, deren hier nicht gedacht werden kann, so wird man ihnen allen am besten in der Gegenüberstellung von Individuum und Subjekt gerecht werden. Die Persönlichkeit des 16. bis 18. Jahrhunderts er-

scheint jetzt aus ihrer Isolierung erlöst, sie erscheint aktiv geworden, von sich aus handelnd, bestrebt, sich den Dingen als Herrscher und Leiter gegenüberzustellen, bestrebt auch, auf alle mitlebenden Personen Einfluß zu gewinnen.

Nun versteht es sich, daß ein so weites Ausgreifen der neuen Persönlichkeit zu einer ganz anderen Auffassung der Zusammenhänge der Menschen untereinander, sowohl in räumlicher Anordnung wie in zeitlicher Abfolge, führen mußte. Das eingeschachtelte und vereinzelte Leben der Deutschen in den kleinen Staaten des 16. bis 18. Jahrhunderts begann den Gefühlen größerer Zusammenhänge zu weichen. Während des Siebenjährigen Krieges dachte man österreichisch oder fritzisch, und dann nahen die Zeiten, in denen der Begriff der Nation übermächtig und die ganze übrige Zeit des Subjektivismus beherrschend hervortritt. Neben die Erweiterung der räumlichen tritt zugleich die Ausdehnung der zeitlichen Beziehungen. Man bahnt den Kindern eine weite Zukunft, und man blickt zurück auf Vater und Ahnen. Der Sinn für geschichtliche Zusammenhänge wird zu einem der unauflöslichen Bestandteile des Subjektivismus. Das, was man den historischen Sinn der neuen Zeit genannt hat, entwickelt sich und ist bis zum heutigen Tage in immer stärkerer Wirksamkeit und Breite erwachsen.

Wie aber war nun dieser historische Sinn charakterisiert? Selbstverständlich richtete er sich nach dem Wesen der neuen Persönlichkeit. Und so faßte er das Ganze des Seelenlebens als ein selbständig bewegtes, schöpferisch in der Tätigkeit aller und deren gegenseitigem Verflochtensein sich vorwärtsschiebendes Etwas auf. Diese Auffassung, historisch gewendet, mußte natürlich zu einer ganz anderen Vorstellung der Zustände führen, als sie im früheren Zeitalter vorhanden gewesen war. War damals die Betrachtung antiquarisch, äußerlich, statisch gewesen, so wurde sie

jetzt dynamisch, verinnerlicht, psychologisch. Und indem diese Änderungen eintraten, verlor sich zu gleicher Zeit die von außen herangetragene Belebung des Stoffes, wie sie in dem, was wir etwa antiquarische Kuriosität nennen, in dem früheren Zeitalter vorlag, und wie wir sie heute noch als Überlebsel dieses Zeitalters bei historischen, insbesondere kunsthistorischen Philistern antreffen können. Statt dessen trat eine der Tendenz nach rein objektive Versenkung in den Stoff ein, verbunden mit einem tief ausholenden Pathos, das aus dem Verlaufe der Entwicklung des Stoffes selbst hervorbrach. Dies alles ergab selbstverständlich auch eine völlig neue Form der Betrachtung. Man hat diese vielfach mit dem Namen Kulturgeschichte bezeichnet. Dieses vieldeutige Wort wird besser vermieden. Es handelt sich vielmehr um eine neue geschichtliche Betrachtung allgemeinster Art, um eben den geschichtlichen Sinn, welcher dem subjektivistischen Zeitalter überhaupt zu eigen ist. Der erste, der sich in Deutschland im Vollgenuß dieses Sinnes befunden hat, war Herder, und eben hierin beruht die Bedeutung seiner Persönlichkeit, soweit sie heute noch immer befruchtend fortwirkt. Denn bei Herder tritt der neue historische Sinn alsbald in jenem enthusiastischen Radikalismus auf, mit dem neue Tendenzen sich einzuführen pflegen. Neuerer von der Art Herders sehen noch nicht die vielfachen Widerstände, welche eine ausgebreitete Materialkenntnis ihren Anschauungen entgegensetzen könnte; sie sind weitblickend, und indem sie die fernsten Ziele mit hellseherischer Sicherheit sichten, stört sie die Tücke der Objekte nicht, die ihre Anschauungen vielleicht in nächster Nähe bedrohen. . . . Dabei pflegt bei solchen Denkern die Arbeitsmethode eine seltsame Mischung von intuitiven, hier und da aber auch induktiven Elementen aufzuweisen, und die Konsequenz für die Darstellung ist eine stark systematische Projektion des Ganzen bei mehr

aphoristischer Behandlung der einzelnen Zusammenhänge. All dieses trifft bei Herder zu. Und da er zugleich Theologe, ja General-Superintendent war, so war bei ihm ein weiterer merkwürdiger Anlaß zu vereinzelter und gelegentlicher widerstreitender Auffassung gegeben, da die neue Auffassung des subjektivistischen Denkens mehr und mehr auf einen psychologischen Monismus hinwies, während das Glaubenssystem der Christlichen Kirche bekanntlich in dualistischen Motiven verankert ist. Nach alledem kann man sich denken, daß Herder bei aller Entschiedenheit und bei aller Absicht folgerichtiger Gedankenentwicklung doch nicht zu einer völligen Klarheit und Einheitlichkeit seiner Auffassung gelangt ist. Zahlreich sind die Differenzen seiner Darstellung auch in Hauptpunkten, und es gehört nicht allzuviel kritischer Sinn dazu, um sie nachzuweisen. Natürlich aber liegt die Bedeutung Herders nicht in der Richtung derartiger Lücken und Mängel. Eine historische Kritik, sei sie literargeschichtlich oder wissenschaftlich-geschichtlich oder sonst irgendwelcher Art, die mit dem Nachweise von dergleichen Unebenheiten die Zeit füllt und mit deren Vollendung ihr Amt absolviert zu haben glaubt, darf schwerlich am Feierabend ihres Lohnes gewiß sein. Kein Mensch und darum auch kein Ergebnis einer vollen menschlichen Arbeit gleicht einem ausgeklügelten Buch, und die Lücken einzelner Seiten wie die Mängel anderer aufzuweisen, muß viel mehr als eine Aufgabe mitstreitender Zeitgenossen, denn als eine Pflicht des aus der Ferne urteilenden Historikers erscheinen. Diesem kommt es vielmehr auf die schöpferische Gesamtleistung früherer Zeiten an, und sie zu charakterisieren ist eben bei Herder leicht. Denn Herder gehört in seinen Hauptschriften zu den glückseligen Personen, von denen man sagt: ils disent toujours ce qu'ils pensent.

Herders System ist das eines primitiven Evolutionis-

mus. Er hält an der Schöpfung der Welt durch göttlichen Akt noch fest, gleichgültig, ob er dabei die sieben Schöpfungstage annimmt, ob er für die besondere Ausstattung des Menschen mit Vernunft noch einen Spezialakt feststellt oder ob er sich mit weniger engem Anschluß an die Schöpfungsgedanken der Genesis begnügen mag. In einem großen göttlichen Akt ist also diese Welt des Anorganischen wie des Organischen und mit ihr wiederum das vermittelnde Organ zwischen Himmel und Erde: der Mensch entstanden. Fauna und Flora, Arten und Unterarten und somit auch der Mensch sind von vornherein gegeben, und die Entwicklung bezieht sich nur auf die immer stärkere Ausgestaltung derjenigen schöpferischen Triebe, welche die Hand des Schöpfers von Anbeginn der einzelnen Arten und Unterarten und so auch dem Menschen eingegeben hat. Demgemäß ist Erdgeschichte wie Menschheitsgeschichte nichts als der Verlauf des großen Wettstreites der einzelnen Massen der Organismen, zur höchstmöglichen Durchbildung ihrer Eigenart zu gelangen, und somit Menschheitsgeschichte nichts anderes als die ideale Konkurrenz aller Rassen, Völker und menschlichen Gemeinschaften, sowie der in ihnen befindlichen Individuen um die beste Entfaltung der höchsten Möglichkeiten ihres Daseins. Der weltgeschichtliche Verlauf erscheint dementsprechend Herder als ein an sich unregelmäßiger, indem bald dieses oder jenes Volk, oder diese oder jene menschliche Gemeinschaft der höchsten Ausnutzung eines spezifischen Pfundes teilhaftig wird. So sind es die Griechen, die den höchsten Inbegriff des menschlich Schönen ein für alle Male verwirklicht haben, so die Römer, denen die höchste Ausbildung des Rechts zu erreichen gelang, und so weiter. Indes ist Herder doch bemüht, in dem Chaos der qualitativ gegliederten Menschheit, die er auf diese Weise vor sich sieht, zugleich auch eine Ordnung zu

erblicken, natürlich eine göttliche, die sich in bestimmten Rhythmen des Auf und Ab bewegt, und er ist geneigt, diese Ordnung als eine zeitliche anzusehen und dementsprechende Perioden zu bilden. Von diesem Standpunkte aus, der freilich nur andeutungsweise hervortritt, würde also die gesamte Geschichte der Menschheit als eine harmonische Evolution des Absoluten erscheinen, und würden somit Gedanken vorgebildet sein, deren voller Fülle wir später in den Weltanschauungssystemen der Romantik und auch bei Ranke begegnen werden. Wie nahe Herder Gedanken dieser Art liegen, zeigt sich darin, daß er gelegentlich doch auch noch besondere Eingriffe Gottes in die Entwicklung der Welt zuläßt, indem er die Vorstellung hegt, daß einzelne geniale Personen durch die Dextera manus Dei aus der Höhe mit besonderer Kraft ausgestattet seien. Es zeigt sich hier eine der feinen Schattierungen, in denen die evolutionistische Idee gemischt mit christlichen Vorstellungen auftritt sowie mit einer primitiveren Entfaltung des historischen Sinns, wie er sich vom Heldenlied allmählich bis zum Persönlichkeitskultus und zur Vorstellung übermenschlicher genialischer Begabung erhebt. Derartige Übergänge sind auch heute noch vielfach bei nicht völlig klaren historischen Denkern zu beobachten, bilden also keineswegs ein ausschließliches Charakteristikum der Anfänge des Subjektivismus. Es würde interessant sein, sie im einzelnen zu verfolgen und dabei festzustellen, wie lange namentlich alttestamentliche Schöpfungsidee und jüdischer Paradiesesgedanke nachgewirkt haben. Verfolgt man das Herdersche System an dem allgemeinen Gerippe seiner Konstruktion, das wir bisher kennen lernten, ins einzelne, so ergibt sich für Herder selbstverständlich eine Darstellungsweise, welche an erster Stelle die lebendige Entwicklung der Zustände, das heißt des gesamten menschlichen Seelenlebens eines bestimmten Vol-

kes und einer bestimmten Zeit ins Auge faßt. Und es ist bekannt, wie sehr gerade in einer Darstellung dieser Art die Vorzüge Herders liegen. Noch heute lesen sich große Teile seiner „Ideen zur Philosophie zur Geschichte der Menschheit“ wie Skizzen lebendigster Gegenwartsinteressen, und die kraftvolle Charakteristik einzelner Völker erreicht Höhen, die man bei Versuchen Späterer vielfach vermissen wird. In der Kraft der Konzeption steht hier Herder nur einer der Primitiven nahe: Ernst Moritz Arndt, der ein hervorragender kulturgeschichtlicher Anempfinder war, wenn er auch in dieser Eigenschaft heute als fast vergessen gelten muß.

Herder hatte die Konsequenzen der neuen Anschauung in jedem Betracht gezogen. Durchaus als eine Abfolge von Zuständen entrollt sich ihm die Universalgeschichte. Dabei versteht es sich aber von selbst, daß er die Breite des seelischen Lebens, die er in den verschiedenen Vergangenheiten zu umfassen hatte, wesentlich nur in den Punkten traf, in denen das neue Seelenleben seiner eignen Zeit sich schon kräftig zu entwickeln im Begriffe war. Dies war aber nun, wie bekannt, erst an verhältnismäßig wenigen Stellen der Fall. Die kulturgeschichtliche Phase der Empfindsamkeit hat lange Zeit als eine nur literarhistorische gelten können, weil sie vornehmlich nur auf dem Gebiete der Dichtung zutage trat; dasselbe gilt von den Jahren des Sturms und Drangs, kurz, nur die Phantasietätigkeit schien anfangs in breiterer Weise das neue seelische Zeitalter des Subjektivismus zu tragen. Vom universalgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet ist das keine Ausnahme. Alle neuen Kulturzeitalter pflegen mit Enthusiasmus und infolgedessen gern mit gesteigerter Phantasietätigkeit einzusetzen. Indem dies nun auch diesmal der Fall war, ergab sich, daß Herder vornehmlich nach dem Motiv der Phantasietätigkeit

und in diesem Bereiche wiederum nach einem der Dichtung in dem Verfolge der zahlreichen Kulturen, die er universalgeschichtlich zu beleuchten hatte, suchte. Ein anderes war kaum denkbar, und hätte er selbst als Person weiter greifen können, so würde er den Zeitgenossen unverständlich geblieben sein. Es versteht sich aber, daß damit für die Entwicklung des jungen historischen Sinns des Subjektivismus von vornherein die speziellen idealistischen Motive der Entwickelung, das, was man wohl später, in den Zeiten der Romantik, Geist genannt hat, in den Vordergrund trat.

Neben dieser radikalen Lösung der Probleme, welche sich aus der Entwicklung des neuen historischen Sinns des Subjektivismus ergaben, stand aber naturgemäß noch eine konservative. Die großen Tendenzen des vorhergehenden individualistischen Zeitalters waren keineswegs schon untergegangen. Männer von der Bedeutung Lessings und Lichtenbergs vermittelten sie den späteren Jahrzehnten, und noch um 1770 bis 80 blühte in weiten Kreisen auch kräftigen Denkens jener abgetönte Rationalismus, den man mit dem Worte Aufklärung bezeichnet. Auf geschichtlichem Gebiete mußte dies zur Folge haben, daß zwar einerseits die Breite der weltgeschichtlichen Betrachtung, die sich aus jeder kulturgeschichtlichen, und das heißt zustandsgeschichtlichen Auffassung ergibt, aufgenommen wurde; aber andererseits hielt man für die Betrachtung im einzelnen doch an den abgewandelten Formen der früheren Entwicklung des historischen Sinnes fest, so namentlich am Pragmatismus und an der Betonung des Eminenten vor allen Dingen staatsmännischer und militärischer Handlungen. Indem dies geschah, war die Grundlage für eine Betrachtung der Menschheitsentwicklung gegeben, in deren Mittelpunkt der Staat stand, das Gewebe der Handlungen des Militärs und Politikers, und zu dessen Verständnis vom Zuständlichen vor-

nehmlich die Verfassungsgeschichte, daneben wohl auch bei weitblickenden Köpfen wie Möser der Anfang der Wirtschafts- und Sozialgeschichte treten mußte. Der prinzipielle Wortführer der in diesem Zusammenhange ausgesprochenen Kombination war Kant. Kants praktische Philosophie, die ihm bekanntlich bei weitem mehr am Herzen lag als alle Erkenntnistheorie, gipfelte mit dem kategorischen Imperativ in einer herben Philosophie des Willens; es ist klar, daß er von hier aus nur schwer zu einem Verständnis, geschweige denn zu einer Annahme der Vorstellungen Herders gelangen konnte, denn diese wurzelten in einem ganz anderen Motiv des menschlichen Seelenlebens, dem der Phantasietätigkeit. Zog nun Kant die Linien der höheren praktischen Ethik seines Systems, dessen letzte und höchste Verkörperung ohne weiteres der Staat war, so trat dann eben der Staat in den Mittelpunkt seiner allerdings mehr geschichtsphilosophischen als universalgeschichtlichen Vorstellungen. Indem Kant in dem Staate den vorläufig noch unentbehrlichen Zuchtmeister zur sittlichen Durchbildung der Einzelpersonen sah, erschien ihm am Schlusse der unendlich langen Reihe seiner Auswirkungen in diesem Sinne das Ideal vom ewigen Frieden. Im ganzen begnügte er sich mit dieser Anschauung, die seine philosophischen Bedürfnisse deckte. Das Wie des geschichtlichen Lebens hat ihn weit weniger gefesselt.

Nun ist klar, daß auf Grund der beiden Anschauungen von Herder und Kant, die im übrigen selbstverständlich alsbald in einen erbitterten Streit gerieten — wie sich denn heute noch die Probleme der Phantasie- und Willenstätigkeit nicht ausgeglichen haben — die Möglichkeit einer Entwicklung von Geistesgeschichte und Staatengeschichte gegeben war. In der Tat ist nach Herder und Kant in beiden Richtungen eifrig gearbeitet worden. Die Vorhand dabei hatte aber doch die Staatengeschichte; sie war eben bei

weitem stärker in den herkömmlichen Formen der Geschichtschreibung fundamentiert. Zu einer vollen Auswirkung des neuen Charakters des historisch-subjektivistischen Sinns kam es freilich auf keinem dieser Gebiete. Dazu war das neue Zeitalter geistig längst noch nicht stark und allseitig genug entwickelt. Aber ein wirklich durchgreifender Schritt geschah dennoch. Und zwar eben an der Stelle, von der aus allerdings das ganze Arbeitsgebiet der eigentlichen historischen Forschung am ehesten zu subjektivistischen Anschauungen übergeführt werden konnte, nämlich in der Quellenkunde. Denn es versteht sich von selbst, daß die für die Quellenkunden entwickelten Betrachtungsweisen und methodischen Prinzipien in allen Darstellungen durchleuchten und wiederkehren müssen, welche auf den Grund der in bestimmter Weise behandelten Quellen aufgebaut werden. Nun war es aber in der Tat schon in früher Zeit möglich, die wichtigsten Seiten des neuen historischen Sinns des Subjektivismus in der Bereinigung und Aufbereitung der Quellen zum Ausdruck zu bringen. Was diesen Sinn vor allen Dingen auszeichnete, war die starke Tendenz der Beziehungen von Mensch zu Mensch nach Raum und Zeit. Umwelt also und kontinuierliche Aufeinanderfolge, primitive Vorstellungen dessen, was wir heute Entwicklung nennen, waren Begriffe, die jetzt schon gebildet wurden. In die damit wach werdende Welt von Vorstellungen ließen sich nun die Quellen sehr leicht einstellen. Man brauchte hier nach den nötigen äußeren Untersuchungen, die zur Festlegung des Textes führten, nur die Fragen nach dem geistigen Zusammenhang der Quelle mit der früheren Geschichtschreibung und nach der besonderen geistigen Umgebung des Verfassers aufzuwerfen, um ihnen gerecht zu werden. Tat man das erste, so gelangte man zu der sogenannten Ableitungskritik, zum Nachweis eines äußerlichen

wie innerlichen Zusammenhangs der betreffenden Quelle mit ihren Vorgängern, Vorbildern und vielleicht Vorlagen. Ging man in der zweiten Richtung, so kam man zur Untersuchung der Persönlichkeit des Verfassers, wobei sich die Verfasserschaft einiger wichtigen Quellen, wie z. B. der homerischen Gedichte, als diejenige mehrerer Personen oder vielleicht ganzer Zeitalter ergab; man gelangte weiterhin zu Fragen über Erfahrungsweite und Tendenz, über Bildung und Belesenheit, Reisen und dergleichen mehr, wie über Parteistellung, berufliche Voreingenommenheit und verwandte Eigenschaften des Verfassers. Dies alles führte an Aufgaben heran, die schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts immer meisterhafter gelöst wurden, und als deren erste abschließende große Vertreter Friedrich August Wolf und Georg Niebuhr noch heute in lebendigem Gedächtnis der Historiker fortleben.

Indes die eigentliche Fortentwicklung des historischen Denkens im weitesten Sinne konnte naturgemäß nicht von diesen Anfängen der historischen Forschung, welche vor der Durcharbeitung eines ungeheuren Materials nach den neuen Prinzipien stand, ausgehen, sondern sie erfolgte noch einmal in dem Verlaufe des allgemeinen Fortschritts der subjektivistischen Entwicklung durch Männer, welche eben diesem Verlaufe angehörten. Man weiß, wie die ersten wesentlich phantasievollen Phasen des Subjektivismus seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts durch jene schon mehr denkhaften Phasen des neuen Lebens abgelöst wurden, für die sehr bald der Name Romantik aufkam. Gewiß haben auch die Romantiker noch viel gedichtet, und namentlich die Spätromantik hat volle Kränze volkstümlicher Dichtungen gewunden. Bei den Frühromantikern dagegen, die unmittelbar an die ablaufenden Phasen der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs wie des Klassizismus an-

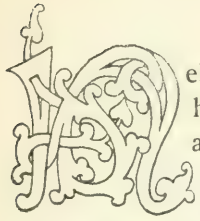
schließen, wird man eine solche volkstümliche Dichtung fast ganz vergebens suchen. Die Gedichte eines Friedrich Schlegel, Novalis usw. enthalten zwar gelegentlich manch einfaches Lied; charakteristisch für sie und namentlich für Schlegel ist aber die schwerbehangene Pracht von Versen, deren Prunk sich die heutigen Zeitgenossen an Versen von Hofmannsthal oder an Gedichten der französischen Parnassiens vorstellen können. Die halb intellektualistische Dichtung kam auf: neben die Phantasie tritt schon der Verstand, und eben dies war die Kombination, welche die junge Romantik auszeichnete. Damit trat denn im Grund doch schon die Philosophie in den Vordergrund, und vor allem die Philosophie, welche bei aller Schärfe des dialektischen Schlusses noch große metaphysische Systeme zusammendichtete. Natürlich aber geschah das im Anschluß an den allgemeinen Verlauf des subjektivistischen Lebens seit 1750. Verstand sich daher bei allen diesen Systemen von selbst, daß sie den Begriff der Entwicklung, wenn auch der Hauptsache nach in der besonderen Form der Emanation aus irgendeinem Absoluten zugrunde legten, so war weiter für sie gegeben, daß sie auf historischem Gebiete dem Begriff der Umwelt in kulturgeschichtlicher Auffassung des weltgeschichtlichen Stoffes Rücksicht trugen, und daß sie für die Entfaltung und Entwicklung wie Umwelt als Material und Grundelement den Geist, das heißt die Phantasietätigkeit und die intellektuellen Seiten des menschlichen Seelenlebens, kannten. Die Entwicklung, die sich da von Fichte über Schelling bis Hegel vollzogen hat, hier im einzelnen zu verfolgen, würde aber zu weit führen. Es wird genügen, einige Seiten hervorzuheben. Bei Fichte ist der dialektische Prozeß, in dem aus dem Ich das Nichtich und daraus wieder die Welt der Erscheinungen hervorgeht, noch vollkommen zeitlos gedacht. Es ist der primitivste Begriff der

Entwicklung, der sich denken läßt. Man würde leicht verfolgen können, wie dieser Begriff dann bei Schelling schon viel sicherer gefaßt wird, wie er namentlich auf die Entfaltung der anorganischen Welt fast ganz konkret und somit im Sinne mindestens einer relativen Chronologie Anwendung findet: bis er bei Hegel in dessen weltgeschichtlichen Betrachtungen voll chronologisch und damit völlig rein hervortritt. Man würde weiterhin bei Schelling sehen können, wie die Entwicklung nunmehr als ein kontinuierliches Hervorfließen zunächst einmal der sichtbaren Welt aus dem Absoluten erfaßt wird, woraus sich dann eine breite Entwicklung der Grundlagen jener Naturphilosophie ergibt, welche in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts das Denken der deutschen Forscher so reichlich beschäftigt hat. Es ist ein Vorgang, der auch für die Geschichte der Geisteswissenschaften und speziell für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft von Bedeutung gewesen ist, indem die Vorstellung der Emanation auf das Gebiet des Seelenlebens übertragen den Begriff der weltgeschichtlichen Jdee nahe legte als eines unmittelbaren Ausflusses der Gottheit hinein in die menschlichen Geschicke. Es wird darauf bei der Würdigung Rankes zurückzukommen sein. In dem Verlaufe unserer Darstellung hier kann ein starkes Interesse, das bis zur Darstellung einiger Einzelheiten führt, doch nur das System von Hegel beanspruchen. Hegel steht am Schlusse der Gesamtreihe der großen romantischen Philosophen, in einer Zeit, in der sich der Enthusiasmus des Denkens bis zu dem Grade abgekühlt hat, daß in ihm immer mehr rationale Motive einsetzen. Hieraus ergibt sich einmal, daß Hegel, der vornehmlich auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften zu Hause war, die Fragen der Weltgeschichte nicht mehr bloß vom abstrakten Denken her, sondern schon bis zu dem Grade rein historisch gefaßt hat, daß er den Ehrgeiz

einer eingehenden Darstellung der universalgeschichtlichen Entwickelung befriedigen konnte. Er steht in dieser Beziehung Herder ebenbürtig gegenüber, und, historisch vorzüglich begabt, hat er ihn, so sehr die konkreten Schilderungen Herders fesseln mögen, als Universalhistoriker in mehr als einem Punkte sogar übertroffen. Bezeichnend für die Tiefe seiner Auffassung ist, daß er für die Quellenkunde, also ein ganz speziell historisches Berufsfeld, eine Reihe der trefflichsten Anregungen geben konnte. Indem sich aber Hegel so in den Stoff versenkte, mußte es ihm auch von rein historischer Seite her nahe treten, zu einer eingehenden Stellungnahme zur Staatengeschichte zu gelangen, also zu jener letzten großen Form eines subjektivistisch-rationalistischen Denkens, wie sie Kant prinzipiell begründet hatte. Und er mußte einer Annäherung an die Auffassung der Staatengeschichte um so mehr nachgehen, als sie ihm in dem gesamten Kantschen System der praktischen Philosophie als eine geradezu maßgebende Grundlage entgegentrat. Unter diesen Umständen begreift man, wie bei Hegel neben den kulturgeschichtlichen Motiven zugleich auch die staatengeschichtlichen die Basis seiner gesamten Vorstellungen ausmachen, so daß hier eine Synthese der beiden großen einerseits von der Phantasietätigkeit, andererseits von dem Willensverlaufe ausgehenden geschichtlichen Auffassungen eintrat. Es ist nun nicht die Aufgabe, hier das Hegelsche System darzustellen. Wer sich dafür eingehender interessiert, wird noch heute nichts Besseres tun können, als die Geschichtsphilosophie Hegels selbst zu lesen. Sie ist auch im einzelnen voll von Anregungen, die noch für unsere Gegenwart von Bedeutung sind. Klar erscheint es nach der soeben geschilderten besonderen geschichtlichen Stellung, die das Hegelsche System im Verlaufe der geisteswissenschaftlichen und geschichtswissenschaftlichen Entwick-

lung des 19. Jahrhunderts einnimmt, schon an sich, daß es als eine Zusammenfassung aller bis dahin vorhandenen großen Tendenzen von außerordentlicher Bedeutung werden mußte. Und in der Tat hat es über zwei Jahrzehnte der deutschen Geschichtsforschung auf kulturgeschichtlichem Gebiete so gut wie ganz und auch auf staatsgeschichtlichem Gebiete nicht unbeträchtlich beherrscht.

---



ebenher verlaufen nun freilich die eigentlichen historischen Forschungen und steigen, wenn auch vornehmlich erst jenseits der großen Zeit der Hegelschen Einwirkungen, in Ranke zur glänzendsten Vertretung der deutschen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert empor. Fragt man sich nun, in welchen allgemeinen Strömungen des gesamten Verlaufs des subjektivistischen Denkens diese Geschichtswissenschaft verankert war, so wird man auf die vorhegelsche romantische Philosophie zurückgewiesen, und zwar in einer Kombination, in der die speziell philosophischen Elemente sich doch nur als eine Art Krönung und Aufsatz erweisen für jene Entwicklung des historischen Sinns, die der Berufsarbeit der eigentlichen Forschung angehört.

Schon in den ersten Jahrzehnten des subjektivistischen Zeitalters hatte sich hier und da, vor allen Dingen auf den genauer durchgebildeten Gebieten der Geistesgeschichte, wie z. B. der Kirchengeschichte, das Bedürfnis ergeben, über die Motivenreihen des Pragmatismus hinaus höhere Formen der Zusammenfassung geschichtlicher Vorgänge aufzusuchen. Es ist ein echt subjektivistisches Motiv. Ist die Kontinuität der Entwicklung und der Zusammenhang der Umwelt

gegeben, so muß eine Formel gefunden werden, in der dieser Zusammenhang und diese Kontinuität zum Ausdruck gelangt. Aus diesen Bedürfnissen ist die historische Ideenlehre hervorgegangen. Sie beruht darauf, daß eine Reihe kontinuierlicher, hintereinander erscheinender geschichtlicher Erscheinungen, wie z. B. das Spezifische in der Entwicklung der preußischen Monarchie oder das Spezifische, alle Verschiedenheiten der Personen Überdauernde in der Entwicklung des Papsttums oder aber das Spezifische, alle Personen oder wenigstens die Mehrheit der Zeitgenossen Durchdringende in dem Verfahren der Französischen Revolution unter dem Begriff der Idee zusammengefaßt wird. Nun ist klar, daß hier zunächst ein einfaches methodologisches Hilfsmittel vorliegt, wie es sich allerdings bei jeder größeren historischen Darstellung einfinden mußte. Gewiß aber lag dieser Vorstellung jeweils auch etwas Tatsächliches zugrunde. War dieses Tatsächliche aber mit ihrer Einführung erklärt? Offenbar nicht! Und so ergab sich für die Zeiten, die noch in der lebendigsten Kraft des christlichen Glaubens lebten, leicht der Gedanke, daß es sich hier um direkte göttliche Einwirkungen handle, deren Charakter es eben sei, jeder weiteren Erklärung zu widerstehen. Das ist die Auffassung, von der das innerste Leben Rankes getragen gewesen ist. Daneben konnte allerdings auch eine analytische Erklärung der gesamten, an und für sich richtig beobachteten Erscheinungen versucht werden. Höchst lehrreiche, aber wenig bekannt gewordene Versuche in der Richtung hat Goethe unternommen. Vor allem aber lag den Zeitgenossen eine Anlehnung der Idee an die großen philosophischen Systeme der Romantik nahe. Dann erschien die Idee einfach als eine besondere, geistige Geschichtsemanation des Absoluten. In dieser Art etwa ist die Ideenlehre von nicht wenigen Historikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ver-

standen worden, während in späterer Zeit, die sich des Festhaltens an dem bequemen Motive der Zusammenfassung nicht entschlagen mochte, die Vorstellung transzendenten Zusammenhangs und damit allerdings auch das Spezifische der Ideenlehre immer mehr verblaßte.

Sind dies die grundlegenden Zusammenhänge für die Entwicklung der Ideenlehre, so läuft daneben ihre glänzende Ausbildung in den Werken vornehmlich Rankes her. Wie nach dem Gesagten verständlich ist, verhält sich die Ideenlehre zu der Frage, ob Staatengeschichte oder Geistesgeschichte, an sich indifferent. Nach beiden Seiten hin kann sie Anwendung finden, und so wird man auch nicht sagen können, daß Ranke der einen oder anderen Richtung grundsätzlich allein angehört hat. Die ganze Entwicklung der Zeitströmung wies ihm vielmehr in dieser Hinsicht eine ähnliche Stellung an wie Hegel. Darin beruht die noch heute fesselnde Universalität seiner Auffassung. Richtig ist dabei, daß er allerdings dem Gedanken der Staatengeschichte vornehmlich zugewandt war, eine Stellungnahme, die sich schon aus dem Umfange und der Aufbereitung des historischen Materials zu seiner Zeit begreift. Es kommt hier ein Motiv in Frage, das bei der Charakteristik von Historikern in der Geschichte der Geisteswissenschaften, insbesondere der Geschichtswissenschaften, gar nicht genug beachtet werden kann. Es ist leicht, auf diesen Gebieten Theorien aufzustellen, in denen eine lebhafte Phantasie die Möglichkeiten der konkreten Arbeit rasch und achtlos überschreitet. Daneben stehen aber die ungeheuren Stoffmassen, die zu durchdringen sind, wenn wirkliche Arbeit getan werden soll, und die sich nicht jeder Problemstellung und jedem System allgemeiner Auffassungen fügen. Von einem Historiker, der etwas geleistet haben will, wird man immer verlangen müssen, daß er nicht bloß Systeme und

Probleme theoretisch behandelt, sondern auch praktisch in der Durcharbeitung des Materials auf ihre Brauchbarkeit hin erprobt habe, soll ihm anders eine Stellung in der Geschichte seiner Wissenschaft angewiesen werden. Und so wird es für den Historiker der Geschichtschreibung zu einer ganz ständigen Aufgabe, bei jedem einzelnen Vertreter der von ihm behandelten Wissenschaft zu kontrollieren, ob er nicht bloß gedacht, sondern auch gearbeitet habe, um den genauen Unterschied des Horizonts seiner Vorstellungen und seiner Leistungen festzustellen. —

Den erwähnten Vorgängen folgte eine neue Phase der ersten Periode des Subjektivismus, die wir, einem schon ziemlich eingebürgerten Sprachgebrauche folgend, als Realismus bezeichnen können. Dieser Realismus, dem man etwa die Zeit von 1820 bis 1850 zuweisen kann, wurde dann von einer letzten Phase kulturellen Abblühens gefolgt, von der als Epigonentum schon früher die Rede gewesen ist. Es sind die fünfziger und sechziger Jahre, die Zeiten, in denen die Entwicklung unseres Volkes vornehmlich von den äußeren Schicksalen, die zu seiner Einheit führten, bewegt war. In den Geisteswissenschaften ist die Zeit des Realismus eine solche steigender Emanzipation von einer allzu starken Bindung durch allgemeine, aus dem Gesamtprozeß des Denkens, also vornehmlich von der Philosophie herkommende Anschauungen. Die einzelnen Wissenschaften treten gleichsam selbständig hervor, anscheinend nur den ihnen innewohnenden sachlichen Entwicklungstendenzen folgend, und Auffassungen werden gewonnen, von denen noch heute viele glauben, daß sie gänzlich voraussetzungslos, gleichsam raum- und zeitlos, als kanonisch gelten können.

Wir werden der Entwicklung der Geisteswissenschaften in dieser Zeit nur dann volles Verständnis entgegenbringen, wenn wir beiden der damaligen wissenschaftlichen Be-

wegungen völlig gerecht werden. Hier ist nun einmal zu betonen, daß der intellektualistische Erstarrungsprozeß, dem fast jede neue enthusiastisch beginnende Kultur jedes Zeitalters zu unterliegen pflegt, jetzt eben nach den dichterischen Höhen des Klassizismus und nach den metaphysischen Spekulationen der Romantik auf ein Moment führte, in dem die rein verstandesgemäße Betrachtung der Welt, also ein neuer Rationalismus, zu überwiegen begann. Dies eben war der Grund, warum sich die Zeit, je länger je mehr, und in populärer Breite namentlich in den fünfziger und sechziger Jahren, vor allen Dingen durch die Wissenschaften beherrscht fühlte. Gleichzeitig aber läßt sich nicht verkennen, daß damit große Partien der rationalistischen Anschauungen des 17. und 18. Jahrhunderts, wenn auch in veränderter und erhöhter Form, wieder mit auflebten. Dies gilt für die Geisteswissenschaften, namentlich aber für die Naturwissenschaften, die in dieser Zeit den weitaus führenden Teil der wissenschaftlichen Bewegung stellten.

Die Naturwissenschaften erscheinen namentlich in ihrer mathematisch-physikalischen Grundlage auf den ersten Anblick in ihrer Entwicklung an keinerlei Abwandlung der Kulturzeitalter, ja fast des menschlichen Seelenlebens überhaupt gebunden zu sein. Nur den in ihnen selbst liegenden Möglichkeiten der Fortentwicklung folgend, gelten sie den meisten als gleichsam völlig abgesonderte Teile des geschichtlichen Prozesses. Diese Vorstellung ist grundfalsch. Näherem Zusehen erweisen sich die Naturwissenschaften eben in ihren Grundbegriffen heute als so anthropomorph wie je. Der Beweis dafür kann am besten an der Geschichte der Atomlehre geführt werden: in ihrer Abwandlung spiegelt sich seit dem 14. und 15. Jahrhundert — von jenen Vorstellungen, welche das Atom noch mit Widerhaken und Sperrecken ausgestattet dachte, bis herab zu den jüngsten

Vorstellungen vom Elektron — die jeweilige Konzeption der kulturgeschichtlichen Persönlichkeit wieder. So ist denn auch der Aufschwung der gesamten Naturwissenschaften, so wie er am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts begann, der getreue Ausdruck der damaligen sozialpsychischen Lage, der kulturgeschichtlichen Entwicklung. Die Vorstellung einer allgemeinen Statik der Materie, die Grundvoraussetzung für den Aufbau der mechanischen Naturwissenschaften, entspricht genau der individualistischen Auffassung der Einzelperson in den Kulturen der europäischen Völker dieser Zeiten. Nun hatte sich die mechanische Naturwissenschaft bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts so weit entwickelt, daß ihre physikalisch-mechanischen Grundlagen in den großen Systemen eines Laplace und Lagrange ihren klassischen Ausdruck gefunden hatten. Man darf sagen, daß dies der Abschluß war, den das individualistische Zeitalter selbst einer ihm entsprechenden naturwissenschaftlichen Lehre zu geben wußte. In der Tat sind ja auch die genannten physikalisch-mechanischen Anschauungen schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem Eindruck einer anderen Auffassung der Persönlichkeit durch die subjektivistischen allgemeinen Mannigfaltigkeitslehren von Graßmann und anderen ersetzt worden.

Die Entwicklung der mechanischen Naturwissenschaft war aber durch Aufstellung der einfachen Grundlagen der physikalischen Mechanik noch keineswegs vollendet. Es bedurfte vielmehr der Durcharbeitung ihrer Prinzipien gegenüber den großen Krafterscheinungen der anorganischen und womöglich auch gegenüber den Lebenserscheinungen der organischen Natur. Diese großen Aufgaben, deren Lösung noch ausstand, wurden nun in der intellektualistisch angehauchten Phase des Realismus wieder aufgenommen und vollendet. Es ist die hervorragendste Tat dieser Jahrzehnte

überhaupt, und überall, auch in England und Frankreich, wurde bei der Förderung der Probleme schließlich von den Voraussetzungen des inzwischen im allgemeinen abgelaufenen individualistischen Zeitalters ausgegangen. Die Hauptergebnisse sind bekannt. Von den großen Krafterscheinungen wurden Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus im Grunde überhaupt erst genauer bekannt; dann gelangen die gewaltigsten Bereicherungen der Theorie bis zur Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft; endlich wurden in dem System Darwins auch die Lebenserscheinungen einer Erklärung unterzwungen, die jede besondere innere Entwicklungspotenz zugunsten einer mechanischen Auffassung des organischen Fortschritts auszuscheiden suchte. Nun versteht sich, welche allgemeinste Anschauung dieser ganzen Entwicklung der Naturwissenschaften schließlich zugrunde lag. Es war in der Tat die von der Erhaltung der Kraft, das heißt eine Anschauung, welche nicht aus irgendeinem Absoluten her sich ergießende potenzielle Fortentwicklung zuließ oder gar lehrte, sondern vielmehr von einer allgemeinen und unentrinnbaren Stetigkeit der Grundvoraussetzung aller Entwicklung ausging. Damit war der Zweckgedanke aus der Entwicklung ausgeschlossen; dem Zufall schien alles anheim gegeben, und kaleidoskopartig schienen die Dinge und Vorgänge der Erscheinungswelt zu wechseln. Zwar mochte man schließlich in ihnen einen Rhythmus entdecken; trat er aber zutage, so konnte er nur zur Lehre eines Kreisverlaufs führen und zur Vorstellung von der einstigen Wiederkehr der Dinge. Mit alledem verknüpfte sich als selbstverständlich eine materialistische Geschichtsphilosophie.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften ist hier kurz geschildert worden, um ihre Grunderscheinungen hervorheben zu können. Sie sind schließlich diejenigen einer noch individualistischen Atomistik und dementsprechend einer Sta-

tik, nicht einer Dynamik der Entwicklung. Es ist die absolute Vollendung des Vorstellungskreises des 17. und 18. Jahrhunderts, die uns hier unter der Wendung der ersten Periode des Subjektivismus zu einer vornehmlich verstandesgemäßen Betrachtung der Dinge und damit unter einem vorübergehenden Wiederanheben des Rationalismus entgegentritt. Es ist nicht eigentlich eine subjektivistische Lehre: diese wird erst von der neuesten naturwissenschaftlichen Bewegung, wie sie von der Entwicklung der physikalischen Chemie und der Erklärung der radioaktiven Erscheinungen ausgeht, gezeitigt. Bei dem allgemeinen Zusammenhang der wissenschaftlichen Bewegung, die in der starken Entwicklung der Wissenschaften in den dreißiger und vierziger Jahren um so sichtlicher hervortreten mußte, liegt es nun nahe, daß auch die von der romantischen Philosophie sich losreißende selbständigere Entfaltung der Geisteswissenschaften von ähnlichen psychischen Grundlagen getragen sein mußte, wie sie in der Geschichte der Naturwissenschaft hervortraten. Auch hier entfernte man sich wiederum von dem subjektivistischen Entwicklungsgedanken, wie ihn schon Herder geahnt und die romantische Philosophie dann in glänzender Spekulation entwickelt hatte. Von neuem erschien die geschichtliche Bewegung als ein bloßes Durcheinander von Vorgängen. Die inneren Zusammenhänge wurden über den Bereich einer in geistigen Grenzen gehaltenen Ideenlehre hinaus nicht aufgesucht, und die kulturgeschichtlichen Disziplinen, die hierzu am allerehesten Anlaß gehabt haben würden, verliefen zum großen Teile wieder in jene antiquarische Bewältigung der Zustandsgeschichte, die wir als ein Charakteristikum des 16. bis 18. Jahrhunderts kennen gelernt haben. In seiner weitesten Auswirkung machte sich der damit verbundene Verfall des historischen Sinns in dem Bric-à-brac des Historismus der fünfziger, sechziger und auch

noch der siebziger Jahre geltend. Es ist die Zeit der großen historischen Bilder eines Piloty und seiner Schule und verwandter Kreise, in denen schöne Kostüme zu Staatsaktionen zusammengestellt wurden, bis nachher die Richtung in den bloßen Farbenphantasien eines Makart strandete; es sind die Jahre einer Bühnentätigkeit, in der verwandte Tendenzen hervortraten, um in den schließlich immer noch hochstehenden Formen der Meiningischen Theateraufführungen zu enden; es ist gleichzeitig die Zeit eigner Stillosigkeit und schöpferischen Unvermögens auf fast allen Gebieten der Phantasietätigkeit. In der Geschichtschreibung, in der die kulturgeschichtlichen Studien natürlich nur fortschleppten, wenn auch von einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten wie Freytag und Riehl Hervorragendes geleistet wurde, ist es dabei zu einem praktischen Rückfall in den Pragmatismus des 18. Jahrhunderts gekommen. Würde dies aber haben geschehen können, wenn nicht der staatengeschichtlichen Darstellung durch den politischen Gedanken der Einheitsidee eine machtvolle Unterlage für besondere Bestrebungen gegeben worden wäre? Dieser Gedanke überwog allmählich derart, daß die geschichtliche Kunst dieser Zeit je länger mit um so mehr Recht als historisch-politisch charakterisiert werden konnte. Auch Ranke hat dies begreiflicherweise von seinem früheren entwicklungsgeschichtlich höheren Standpunkte aus getan bis zu dem Grade, daß ihm diejenigen Teile der Deutschen Geschichte Treitschkes, die er noch kennen gelernt hat, nur als historische Pamphlete großen Stiles erschienen. Niemand bestreitet, daß mit dieser Wendung sich die deutsche Geschichtschreibung der ausgehenden ersten subjektivistischen Periode um die Erringung der nationalen Einheit größte Verdienste erworben hat; in diesem Sinne wird sie immer mit als eine der ersten einigenden Kräfte genannt werden. Nicht verkannt darf aber werden,

daß damit zu gleicher Zeit wissenschaftlich ein Verfall verbunden war, der sich zwar ebenfalls aus dem allgemeinen Verlauf der Voraussetzungen wissenschaftlichen Denkens erklärt, wie die Parallele mit den Naturwissenschaften deutlich gezeigt hat, den man aber kennen muß, um die Leistungen der historisch-politischen Schule nicht zu überschätzen oder etwa gar der Vorstellung zu unterliegen, als wenn ihre Lehren noch heute für uns maßgebend sein könnten. Der Schluß dieser ganzen Phase der Entwicklung konnte vielmehr nur der sein, daß ein Pragmatismus der Wiedergabe des einzelnen überhand nahm, der jede allgemeine Besinnung auf geschichtlichem Gebiete schon deshalb ausschloß, weil er, aus der Not eine Tugend machend, die für ihn naturgemäße Beschränkung auf das einzelne als für einen Historiker grundsätzlich allein zulässig und prinzipiell richtig erklärte.

---

3. Kapitel.

## Der geschichtliche Sinn in der zweiten Periode des Subjektivismus.

Lassen wir die Darstellung des vorigen Kapitels noch einmal an uns vorüberziehen, so trat uns eine sehr einfache Entwicklung des historischen Sinns jener großen ersten Periode des Subjektivismus entgegen, die sich über den Zeitraum von 1750 bis 1870 hinzieht. Im Anfang dieser Zeit werden die Konsequenzen des subjektivistischen Seelenlebens in den Anforderungen, die man für ein Verständnis der Vergangenheit aufstellt, radikal gezogen. Wie die subjektivistische Persönlichkeit alldurchdringend ist und in weitesten Auswirkungen

ihr eigentliches Leben sucht, so ist die Geschichte, universal vorgestellt, immer im Grunde eine Geschichte der Menschheit; sie wird erweitert in alle erkennbaren Räume und erreichbaren Zeiten. Und indem zunächst diese Materialverstärkung eintritt, werden doch vor allem die innerlichen Konsequenzen dieser Neuerung gezogen. Die Raumerweiterung führt zu dem Begriff der Umwelt und der Forderung, alles menschlich Geschehene aus ihm zu begreifen, die Ausdehnung der Zeit auf Jahrtausende und aber Jahrtausende zu dem Begriff oder wenigstens zu der ersten Ahnung des Begriffs der Entwicklung. Gleichzeitig mit diesen Änderungen wird der geschichtliche Verlauf als ein einziger großer in sich zusammenhängender Vorgang erkannt. Die Vorstellung der Kontinuität der Dinge, die schon Leibniz' Philosophie entwickelt hatte, tritt in die Praxis der geschichtlichen Anschauung. Indes der an sich vollkommene Radikalismus dieser Forderungen ließ sich gegenüber dem ungeheuern Material, das die neue Anschauung zu durchdringen hatte, nicht ohne weiteres durchsetzen. Man kam zu einer aphoristischen Betrachtung der Vergangenheit im Lichte der neuen Auffassung; mit dem Aphorismus verband sich der Affekt, und die enthusiastische Darstellungsweise Herders wurde zum klassischen Ausdruck dieser Phase historischen Denkens.

Gegenüber diesem Zustand trat von den Zeiten Kants bis zum Ausgang der historisch-politischen Schule eine zwiefache Wendung ein. Einmal war die rational-pragmatische Betrachtung des vorhergehenden Zeitalters, sowie dessen antiquarische Anschauung der geschichtlichen Zustände noch keineswegs überwunden. Sie regten sich von neuem, sie kamen in einer vermittelnden Erkenntnistheorie kraftvoll zur Geltung, und der Gedanke der Staatengeschichte als einer Verbindung der rein politischen Geschichte und der Ver-

fassungsgeschichte entwickelte sich. Dann aber nahmen die innersten Tendenzen der Zeit selbst ihren Verlauf von einer mehr pathetischen und effektvollen Aneignung des historischen Stoffes zur verstandesmäßigen Durchdringung. Die Phase des Realismus kam herauf, sie eignete sich die Tendenzen der älteren Staatengeschichte an und legitimierte sie gleichsam, indem sie sie mit der innersten Entwicklung der Zeit verschmolz: und die historisch-politische Schule von Waitz und Sybel herab bis auf Treitschke war das Ergebnis. Gegenüber diesem Gesamtverlaufe, der, wie wir gesehen haben, die Zeit überhaupt intellektualisierte und schließlich auf jenes Feld dürrer Abstraktionen führte, das der naturwissenschaftliche Materialismus der fünfziger Jahre bebaute, protestierten nun früh die Lebenskräfte der Phantasietätigkeit, die natürlich trotz allem in der Nation nicht erstorben waren. Eine Reaktionsbewegung gegen den Gesamtverlauf der ersten Periode setzte damit ein, deren Vertreter allerdings zunächst schwer unter der Ungunst der Zeiten zu kämpfen und zu leiden hatten. Es versteht sich dabei, daß unter allen Zweigen der Phantasietätigkeit die Musik die Führung übernahm. War doch auch schon die erste Periode des Subjektivismus in den Vorzeiten der Empfindsamkeit wesentlich durch starke musikalische Reaktionen eingeleitet worden: vor Gluck stehen Bach und Händel. In unserem Falle war es namentlich die Musik von Wagner, die, in den fünfziger und sechziger Jahren noch auf das heftigste bekämpft, den Geist einer neuen Zeit ahnen ließ. Daneben stellte sich dann in einigen hervorragenden Vertretern die Dichtung: Otto Ludwig und Hebbel. Indes diese Erscheinungen, denen man auch noch manche andere, besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst und darüber hinaus auf weiteren Gebieten der Phantasietätigkeit hinzufügen könnte, waren doch nur gleichsam Lichtblitze eines aufkommenden neuen Tages

auf der weiten öden Wasserfläche der sinkenden Kultur der ersten subjektivistischen Periode. Hinein in eine neue eigne Zeit würden sie allein nicht geführt haben. Die zweite Periode des Subjektivismus, in der wir heute noch leben, wurde, wie bekannt, vielmehr durch die ungeheuren Wandlungen eingeleitet, die sich auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und der sozialen Entwicklung vollzogen. Es ist hier nicht die Aufgabe, diese Wandlungen, wie sie in Deutschland seit den vierziger Jahren stärker hervortraten und unser Volksleben seit den siebziger Jahren beherrschen, genauer zu schildern. Jedermann kennt die einschlagenden Daten, und die Älteren unter den Zeitgenossen stehen noch unter den unmittelbaren Eindrücken der Verhältnisse, in denen sie sich durchsetzten. Hier kommt es vielmehr darauf an, den ersten seelischen Effekt zu schildern, den diese Wandlungen hervorriefen.

Die geschichtliche Anschauung der Sozialdemokratie, insoweit sie Karl Marx formuliert hat, behauptet bekanntlich einen direkten und ausschließlichen Zusammenhang zwischen den Entwicklungsformen der Wirtschaft und denen des geistigen Lebens. Der Fehler dieser Lehre, die durch die Einführung des wirtschaftlichen Elements in die Geschichtsbetrachtung an sich einen Fortschritt bedeutete, besteht wesentlich darin, daß der psychologische Gesamtcharakter der Menschheitsgeschichte übersehen ist. Karl Marx, der ein Schüler von Hegel war, übertrug einfach dessen Triadensystem auf den gemeinsamen Verlauf der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung. Da nun dieses System rein dialektischen, also logischen Charakters war, so ging er selbstverständlich bei dieser Manipulation jeder psychologischen Betrachtung verlustig. In Wirklichkeit aber ist, wie ja jetzt auch die Sozialdemokratie längst eingesehen hat, das geschichtliche Leben nicht so einfach konstruiert, wie es Marx

in seiner Lehre annahm. Der Vorgang, in dem eine Kulturperiode in die andere übergeht, verläuft ganz stetig und, wie es scheint, ausnahmslos in der Form, daß durch irgendwelche Vorgänge äußeren und inneren Charakters stärkere Summen von Reizen auf das Seelenleben der Zeitgenossen eindringen. Diese Reize bringen dann eine Bewegung stürmischer Art hervor, in der sich aus Motiven, die sich nur durch das Vorhandensein einer inneren Entwicklungspotenz erklären lassen, die ablaufende Kulturperiode in einer regelmäßigen Anordnung der Aufeinanderfolge der einzelnen Perioden in die nächste Periode umsetzt. So hat die Vermehrung der Reize nur einen auslösenden Charakter. Sie gleicht jenen Wärmemassen, vermöge deren es möglich ist, Pflanzen zu einer raschen Weiterentwicklung ihrer Vegetationskräfte zu veranlassen. Verhältnismäßig gleichgültig ist dabei, durch welchen Anlaß diese Reizmassen entstehen. Die Anlässe auf diesem Gebiete können rein psychischen Charakters sein; gewaltige Erregungen infolge des Auftretens neuer religiöser Systeme, starke Erweiterungen des räumlichen und zeitlichen Horizonts der Welt, selbst starke kriegerische Ereignisse scheinen bisweilen zu genügen. Sicher aber ist, daß unter den Anregern auch wirtschaftliche Vorgänge eine hervorragende — in manchen Kulturen vielleicht, wie z. B. der der nordamerikanischen Union die hervorragendste — Rolle spielen und gespielt haben. Im ganzen ist freilich die spezifische Veranlassung für die Entwicklung der Reizmassen geschichtlich nur deshalb von höherem Interesse, weil die neuentstehende Kultur gern eine Färbung aus dem Milieu erhält, aus dessen Anregung die Reiz-Massen hervorgehen.[1]

[1] Zu diesen Ausführungen vgl. den Schluß des 3. Kapitels des II. Teiles (unten S. 116), wo die soeben behandelte Frage uns nochmals unter anderen Gesichtspunkten beschäftigen wird.

Der Charakter des neuen Seelenlebens, der im Verlaufe der großen wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen seit den fünfziger Jahren die heute noch fortwährende Periode der deutschen Geschichte beherrscht, ist bekannt. Die Anfänge waren durch starke nervöse Erschütterungen gekennzeichnet. Man sprach von Nervosität, von Neurasthenie. Es waren Erscheinungen, die, lange Zeit hindurch rein krankhaft aufgefaßt, sich doch vielfach nur als Kinderkrankheiten der neuen Periode herausstellten. Wir werden sie nicht anders einschätzen können als die nervösen Erscheinungen der sogenannten Vapeurs, welche die Entwicklung der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs begleiteten: nur daß sie stärker waren als diese und daß sie einen noch größeren Teil des mehr nervös-psychischen Lebens klarlegten und ins Bewußtsein hoben, als dies in der Entdeckung des Gemütslebens zur Zeit der Empfindsamkeit der Fall gewesen war. Das Ergebnis war ein neuer Zustand, den ich, weil auf einer höheren Entwicklungsstufe parallel mit der früheren Entwicklung der Empfindsamkeit verlaufend, als Reizsamkeit bezeichnet habe. Man wird nicht umhin können, für diese Erscheinung, die inzwischen längst der Geschichte angehört, eine besondere Bezeichnung einzuführen, und das Wort hat inzwischen Anklang gefunden. Dieser Zustand der Reizsamkeit schob nun ohne weiteres die Phantasietätigkeit wieder in den Vordergrund der höheren nationalen Betätigung, genau so, wie das seiner Zeit die Empfindsamkeit getan hatte. Es waren im Grunde zwei Motive, die zu diesem Ergebnisse führen mußten. Einmal eröffnete die Erweiterung des seelischen Bewußtseins einen tieferen Einblick in das menschliche Seelenleben, und dies führte zu einer Umbildung der Phantasietätigkeit namentlich auf dem Gebiete der Dichtung. Dann aber wurden durch diese Erweiterung des psychischen Bewußtseins Fähigkeiten zur Erkenntnis

der Welt der Erscheinungen bloßgelegt und entwickelt, welche ein erhöhtes Verständnis vor allem dieser äußeren Erscheinungswelt und damit eine neue Periode der Entwicklung der bildenden Künste zur Folge hatten. Diese Erscheinungen, im ganzen betrachtet, konnten sich in nichts anderem auswirken, als in einem sehr entschiedenen Naturalismus einer neuen Phantasietätigkeit überhaupt. So ist es in der Tat geschehen. Wir stehen an den Eingangstoren der naturalistischen Poesie der siebziger und achtziger Jahre; wir sehen uns einer besonderen Entwicklung der bildenden Kunst, anfangs namentlich der Malerei, später auch der Plastik gegenüber hin durch die verschiedenen Sezessionen und ihre einfacheren Vorgängerinnen in den siebziger bis neunziger Jahren. Dem Historiker, der in die allgemeine Betrachtung dieser Dinge eintritt, kommen dabei immer wieder Erinnerungen an die in vielen Punkten so überaus analoge Entwicklung der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs; auch darin verlaufen diese beiden Zeitfolgen parallel, daß es in den Erscheinungen des grünen Deutschlands an einem, wenn auch kleinen Sturm und Drang nicht gefehlt hat. Heute indes sind wir über die Zeiten des Naturalismus hinweg. Wie es jedem bodenständigen Naturalismus zu gehen pflegt, so hat sich auch dieser sehr rasch, schon im Verlaufe der neunziger Jahre erkennbar, dann aber ganz entschieden in dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu einem neuen Idealismus fortentwickelt. In dem Augenblicke, da der naturalistische Künstler, sei es auf dem Gebiete der Dichtung oder der Malerei oder sonst irgendeiner Art der Phantasietätigkeit, die neuen Ausdrucksformen vollkommen beherrschte, welche ihm das nervös vertiefte Seelenleben zur Verfügung stellte, war es selbstverständlich, daß er mit seiner Persönlichkeit hervortrat. Neben die Bewältigung der Formen trat damit von neuem die Bedeutung des Inhalts

und der spezifisch schöpferischen Veranlagung des Autors, Elemente, wie sie jeder idealistischen Kunst eigen sind. Gleichzeitig aber, während sich die Entwicklung der Phantasietätigkeit zu erschöpfen begann, indem sie ihr noch erreichbare letzte Tiefen des Seelenlebens ihrem Wesen einverleibte, ging die Entwicklung weiter. Der Zwang der Umbildung, wie er durch das neue Seelenleben hervorgerufen wurde, erstreckte sich nicht nur auf die Phantasietätigkeit, er hatte zugleich das intellektuelle und vielleicht noch viel stärker das Willensleben ergriffen. Unter der gleichzeitigen Umbildung der sozialen Verhältnisse veränderte sich schon seit den siebziger Jahren das sittliche Bewußtsein der Zeitgenossen beträchtlich. Das alte Gesetzbuch der Sitte und Sittlichkeit erschien je länger je mehr, wenigstens zum Teil veraltet. Der Gedanke einer Umwertung aller Werte konnte auftreten; und aus dem geborstenen Boden der alten sittlichen Beziehungen drangen neben den entschiedensten neuen Regungen vielfach Miasmen des Übergangs. Im ganzen war es ein Zustand, der auf eine neue Ethik, eine neue Politik, kurz, eine neue praktische Philosophie hinauslief.

Noch einmal sekundiert wurde der Entfaltung dieses neuen Zustands durch Bewegungen auf dem Gebiete der Verstandestätigkeit. Nach dem Verlaufe der ersten Periode des Subjektivismus ist es begreiflich, daß die Anregungen der neuen Periode hier am allerspätesten eintraten. Die herkömmlichen Formen der wissenschaftlichen Betätigung waren noch in den achtziger Jahren durchaus beati possidentes, und erst in den neunziger Jahren regte sich stärker ein gegensätzlich neues Streben. Seitdem aber hat der Übergang zu neuen Tendenzen immer mächtiger eingesetzt, und der Krieg kann heute als zu deren Gunsten entschieden gelten. Davon, inwiefern dies besonders für die Geisteswissenschaften

zutrifft, wird später noch eingehend die Rede sein.[1] Für das naturwissenschaftliche Gebiet ist jedermann bekannt, daß die Entdeckungen des Zeitalters der Röntgenstrahlen und der Radioaktivität und die ihnen vorausgehenden zahlreichen Meinungsänderungen im Bereiche der chemisch-physikalischen Forschung über Katalyse und Verwandtes zu einer neuen atomistischen Lehre geführt haben, in der das Elektron dem alten Atom siegreich Konkurrenz gemacht hat und neue Vorstellungen einer energetischen Materie Raum gewannen.

Indem sich nun auf den Gebieten der Ethik und der Politik, wie der Wissenschaft solche Wandlungen vollzogen, machte sich das Bedürfnis nach einer letzten Zusammenfassung und Aufklärung in einer theoretischen wie praktischen Philosophie immer mehr geltend; womit sich denn alle Tendenzen eines neuen Idealismus entfalteten. Diese Gesamtbewegung, die noch nirgends eingehend dargestellt ist, verlief schon an sich ebenso interessant als chaotisch. Was sie aber noch farbreicher und bunter machte, das war der Umstand, daß in die durcheinanderlaufenden Bestrebungen fortwährend die Erinnerung an die parallele Entwicklung des Klassizismus und der Romantik eintrat, so daß die Lehren Kants, Fichtes, Schellings, Hegels sowie auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit die Dichtungsformen der Frühromantik beträchtlichen Einfluß gewannen, während sich über alledem Goethe als die Idealgestalt, als der oberste Heilige gleichsam der neuen Periode erhob. So viel von der allgemeinen Entwicklung der Periode, in der wir heute leben. Für uns aber tritt speziell die Frage auf, wie sich nun in allen diesen Wandlungen der historische Sinn seinerseits gewandelt und entwickelt hat. Es ist eine Frage, die

---

[1] Vgl. den ganzen Zweiten Teil dieser Schrift, S. 54 ff.

hier nicht an der Wandlung der Geschichtswissenschaft im einzelnen beantwortet werden soll; denn die kampfesreichen Vorgänge, die sich auf diesem Gebiete seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgespielt haben, sind vielleicht noch zu frisch im Gedächtnis — und im Affekt der Zeitgenossen. Und der Verfasser dieser Zeilen hat an ihnen so vielfachen Anteil gehabt, daß es nicht seines Amtes sein kann, davon zu reden.

---

Fragt man sich aber von allgemeinen Motiven her, welches denn die Schicksale des historischen Sinns dieser neuen Periode gewesen sein können und müssen, so ist eins vor allem klar: wie im übrigen die geistigen Erscheinungen dieser Zeit so vielfach als allerdings entwicklungsgeschichtlich erhöhte Wiederholungen der Vorgänge in den Phasen der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs, des Klassizismus und der Romantik erscheinen, so ist dies auch im Bereiche des geschichtlichen Denkens der Fall gewesen. Die ganze alte Breite der Geschichtsauffassung, wie sie Herder zuerst erlebte und Hegel so weithin durchdacht hatte, tritt wieder auf und damit eine außerordentliche Verstärkung der kulturgeschichtlichen Richtung. Indem dies geschieht, nimmt, wie ebenfalls in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die psychologische Betrachtung durchaus den Mittelpunkt ein. Die Menschheitsgeschichte wird vor allen Dingen sozial-psychisch erfaßt, und damit wurden die alten Gedanken der Umwelt und der Entwicklung als die maßgebenden logischen Schranken und Grundlagen zugleich angenommen. So stark aber die Ähnlichkeiten in dieser Richtung sind, so sehr geht die neue Periode über das in der früheren Zeit Erreichte hinaus. Zunächst ist die Fülle

des Materials, das für die Bildung historischer Ansichten zur Verfügung steht, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart — wie jedermann weiß — in geradezu ungeheuerlichen Dimensionen gewachsen: Erkenntnis der schriftlichen Überlieferung der außereuropäischen Völker, Prähistorie, Denkmalausgrabungen, Anthropologie, Ethnologie und Ethnographie, das sind so einige von den weiten Begriffen, die in diesem Zusammenhang sofort entgegentreten. Natürlich sind diese Erkenntnisse nicht ohne Bedeutung auch für die Qualität der Ausbildung des historischen Sinnes geblieben. Wir haben hier einen jener häufigen Vorgänge vor uns, in denen quantitative Erscheinungen innerhalb des geschichtlichen Verlaufs in qualitative umschlagen. Die Möglichkeit starker und allseitiger Vergleichung hat eine ganz andere Sicherheit der Anschauungen und der Schlüsse geschaffen, als sie zu Herders und selbst noch Hegels Zeiten möglich war. Dementsprechend hat sich die Begriffswelt und selbst schon die Sprache, die sich auf historische Erscheinungen bezieht, in hohem Grade vervielfältigt, verfeinert und in der Durchbildung der einzelnen Schattierungen verschärft. Ganz anders als früher können einzelne Vorgänge intensiver und den feineren Elementen ihres Wesens entsprechend geschildert werden: ganz anders auch Oberbegriffe und infolgedessen Zusammenhänge allgemeinster Art zur Darstellung und Beurteilung gelangen. Damit ist aber zugleich der wesentliche Unterschied gegenüber den früheren Erscheinungen angedeutet. Nicht mehr ein vager Enthusiasmus ist es, der die neueste Phase des historischen Sinnes charakterisiert, sondern von vornherein eine sehr rationale und intellektuelle, von wissenschaftlichen Intentionen ausgehende Vorstellung der geschichtlichen Dinge. Und diese Erscheinung wirkt um so sicherer, als sie ganz allgemein von dem Charakter auch der enthusiasti-

schen Zeiten der zweiten Periode des Subjektivismus gilt. Es ist eben, um es mit einem trivialen Worte zu sagen, die zweite Periode. Es ist eine Zeit, die nicht mehr unter dem Eindruck völlig neuer großer geistiger Errungenschaften steht, der sozusagen kein Geschenk gemacht wird, dessen ungefähres Wesen sie nicht vorher geahnt hätte. Es ist eine Zeit, die mit der gegen Schluß der ersten Periode erreichten Begriffswelt von vornherein arbeitet, alsbald eine Zeit der Mischung also von Anschauung und Erkenntnis. Damit hängt es zusammen, daß die grundlegenden Begriffe der früheren Periode in der jetzt verlaufenden von vornherein aufs stärkste gefördert erscheinen, und daß eine genügende Erfahrung vorliegt, in der Masse dieser Begriffswelt diejenigen Begriffe zu unterscheiden, deren weitere Bearbeitung eine sichere Förderung der Wissenschaft verspricht. So sind z. B. in den neueren Erörterungen die Fragen nach der Bedeutung der Umwelt und der Rasse verhältnismäßig zurückgeblieben und wenigstens von seiten der Historiker in den Hintergrund geschoben worden, weil man rasch gesehen hat, daß sie als bloße Bedingungen des geschichtlichen Lebens höchst verwickelter Natur sind und erst nach langwierigen anderweitigen Studien stärkere Beachtung zu verdienen scheinen. Es wird davon später noch näher die Rede sein.[1] Und so ist andererseits der Begriff der Entwicklung auf breitester psychologischer Grundlage durchaus in den Vordergrund getreten und zwar in einer sehr klaren und ständig an Sicherheit zunehmenden Begrenzung, zugleich aber auch in weitester Ausdehnung, so daß der Gegenwart die Geschichte der Menschheit mit der Entwicklung des menschlichen Seelenlebens, mit der Psychogenese, zusammenfällt.

[1] Im 3. Kapitel des Zweiten Teils; S. 141ff.

Zweiter Teil.

# Das geschichtliche Denken der Gegenwart.

## 1. Kapitel.

## Die psychische Distanz.

Aus dem Briefe eines Geistlichen an seinen Seelenhirten, den Bischof Azeko von Worms, vom Ende des Jahres 1035 erfahren wir über Kaiser Konrad II. das Folgende[1]: „Der Kaiser sei auf Grund eines alten Hasses gewaltig über den Herzog und Markgrafen Adalbero von Kärnten erzürnt gewesen, derart, daß er gelegentlich eines Fürstentages in Bamberg die Fürsten, insbesondere die Markgrafen, zu einer Beratung berufen und von ihnen gefordert habe, daß sie dem Adalbero sein Herzogtum und seine Mark im gerichtlichen Verfahren absprächen. Die Fürsten traten darauf zu einer gemeinsamen Beratung zusammen und antworteten, es könne das nur in Gegenwart und unter Urteilsteilnahme des Königs Heinrich — des Sohnes Konrads II. und späteren Kaisers Heinrich III. — geschehen. Darauf ließ der Kaiser seinen Sohn holen, trug vor, worin er sich durch Adalbero beleidigt halte, forderte von seinem Sohne, daß er Adalbero in jeder Weise verfolge, damit er daraus seine Liebe zu ihm erkenne, und sprach aus, daß dem Herzog seine Würde gerichtlich

[1] Vgl. Giesebrecht Geschichte der deutschen Kaiserzeit 2, 700.

aberkannt werden müsse. Heinrich wollte und mußte gewiß in jedem Betracht seinem Vater gehorsam sein, indes blieb er, eines gewissen Abkommens eingedenk, das er mit Adalbero geschlossen hatte, standhaft und verschwor sich daraufhin gegenüber seinem Vater, er könne und dürfe dessen Willen nicht ausführen. Darüber entstand ein langes Hin und Her von Verhandlungen, in welchen der Vater immer stärker mit Ermahnungen, Drohungen, Bitten und Verwandtem vorging, während der Sohn ihm hartnäckig und ohne seine Gesinnung zu ändern, widersprach. Die Szene schloß damit, daß der Kaiser, schwer verletzt durch die unheilbare Wunde des ihm angetanen Schmerzes, da er sah, wie sein Sohn sich wider ihn setzte, angesichts der gesamten Versammlung sprachlos, und indem er weder die Zunge rührte, noch sah, noch, wie es schien, irgendeinen der Anwesenden erkannte, kurz, in einem förmlichen Anfall in die Arme der ihn Auffangenden fiel und auf ein Bett gelegt wurde. Als er nach einiger Zeit wiederum zu sich kam, ließ er von neuem den Sohn und die Fürsten zu sich rufen; dann stürzte er sich seinem Sohne bis zur Erde zu Füßen, beschwor ihn in Tränen, er möge geruhen, sich seines Vaters zu erinnern, er möge den Feinden nicht die Freude mehren, er möge nicht dem Reiche Schimpf und dem Kaiser Schande machen. Heinrich wich schließlich den Tränen des Vaters insoweit, daß er dem Vater den Eid, welchen er dem Adalbero getan hatte, eröffnete und zugleich mitteilte, die Veranlassung zum Eingehen dieses Eidverhältnisses habe der Erzbischof Egilbert gegeben. Darauf fragte der Kaiser den Bischof Egilbert, ob dem so sei. Der Bischof antwortete, er habe sich an dieser Sache in der Absicht beteiligt, Adalbero dem König Heinrich treu zu machen. Der Eid enthalte nichts anderes, als was auch ohne Eid beobachtet werden müsse, nämlich: daß der König Adalbero in seinem Besitz nicht schädigen

könne, außer wenn er ihn durch gerichtlichen Spruch verlieren sollte. Nachdem der Kaiser dies gehört hatte, war er aufs heftigste gegen den Bischof erzürnt und befahl ihm unter zahlreichen unanständigen Schimpfworten, sehr zu Schimpf und Schande des Bischofs, wegzugehen und den Versammlungsort zu verlassen. Danach setzte er die Gerichtsverhandlung fort, und dem Adalbero wurden Herzogtum und Mark abgesprochen."

Diese Geschichte, die uns einen im ganzen in unseren Quellen recht seltenen Einblick in die Einzelheiten des gesellschaftlichen Tones und der sittlichen Beziehungen in den höchsten Laienkreisen des deutschen Volks während des 11. Jahrhunderts gibt, ist fast in jedem Worte für den Historiker von größtem Interesse. Was bedeutet der Eid, mit dem sich der künftige Heinrich III. gegenüber Adalbero verpflichtet hat? Welches sind die Formen, unter denen er geschworen wurde? welches die Konsequenzen, die aus ihm abgeleitet werden konnten? Welches ist die Stellung der Fürsten? welche die der Bischöfe? Auf all diese Fragen soll hier nicht geantwortet werden; jede genauere Interpretation würde den Rahmen dieses Büchleins völlig sprengen und uns weitab vom nächsten Thema führen. Aber schon der bloße äußere Vorgang ist von höchstem Interesse. Würden wir denken, daß heute ein Kaiser, und sei er noch so leidenschaftlich, wie es Konrad II. auch nach anderen Quellen gewesen zu sein scheint, in einem offenen Fürstentage sich auch nur zu annähernd solchen Exzessen seines Temperaments hinreißen lassen könne, wie dies hier bei Konrad II. der Fall war? Und würden wir weiterhin begreifen, daß sich heute etwa ein Kronprinz durch den Fußfall des Vaters — in unsern Tagen an sich schon eine Unmöglichkeit — von einem einmal festgefaßten Entschlusse, hinter dem ein sehr bestimmtes früher eingegangenes sozusagen ehrenwört-

liches Treuverhältnis steht, veranlaßt sehen würde, von seiner Haltung vollkommen abzugehen? Man würde nur den Versuch zu machen brauchen, die einzelnen Vorgänge der Geschichte, die wir gehört haben, in irgendeiner Form an irgendeinen Hof der Gegenwart zu übertragen, um sich von der völligen Verschiedenheit der Affekte und der gemütlichen Veranlagung des 11. Jahrhunderts und der Gegenwart zu überzeugen. — —

Im Kloster Gorze bei Metz verehrte man den seligen Gorgonius. Die Reliquien dieses Heiligen besaßen eine höchst merkwürdige Eigenschaft, die für das Kloster nicht ohne Bedeutung war. Wurden sie nämlich in feierlicher Prozession über einen Grund und Boden getragen, der dem Kloster nicht gehörte, und dort niedergesetzt, so ließen sie sich nicht eher wieder erheben, als bis dieser Grund und Boden dem Kloster geschenkt war. Nun besitzen wir von einem hervorragenden Kopfe des 10. Jahrhunderts von reiner Frömmigkeit, wie die Einleitung zu dem kleinen Werkchen zeigt, ein Buch über „Die Wunder des heiligen Gorgonius", und in ihm wird aus der Zeit des Königs Pippin und des bekannten Bischofs Chrodegang von Metz, also aus den frühen Zeiten des Karolingerhauses, das Folgende erzählt[1]:

„Die Reliquien des heiligen Gorgonius befanden sich damals in Italien und wurden von dort in feierlicher Prozession nach Gorze übertragen. Auf dem Durchzug durch Italien gab der Herr dem heiligen Gorgonius schon durch viele wunderbare Äußerungen seiner Kraft Ruhm, und erwarb der Heilige dem Kloster eine Menge von Gütern. So zog man denn aus dem Süden über die Alpen, kam nach dem Wallis und dort nach St. Maurice am Einfluß der Rhone

[1] S. MG. SS. 4, 239—240; dazu die Übersetzung von W. Jahr, Quellenlesebuch zur Kulturgeschichte des früheren deutschen Mittelalters, Teil II, S. 77.

in den Genfer See. Nun war, wie hier hinzugefügt werden muß, der heilige Mauricius, der Führer der berühmten thebäischen Märtyrerlegion, ein Heiliger von anerkanntem Rufe, und so konnte man wohl neugierig sein, wie sich dieser Heilige in dem Fall, daß der heilige Gorgonius in seiner Kirche niedergesetzt wurde, zu der besonderen Kraft dieses Heiligen verhalten würde. Nun, die Prozession mit dem heiligen Gorgonius trat in das Kloster ein und übernachtete in ihm. In der Nacht aber schlichen sich die Kleriker von St. Maurice heimlich zu dem Schrein, der die kostbaren Gebeine des heiligen Gorgonius barg, öffneten ihn, indem sie klug und sorgfältig das Siegel derart entfernten, daß seine Lösung nicht entdeckt werden konnte, stahlen den Heiligen und brachten das Siegel wieder an seinen Ort. Am anderen Morgen zog die Prozession des heiligen Gorgonius, nachdem man angenehm ausgeruht hatte, zu den heiligen Reliquien — wie man glaubte —, hob sie auf und pilgerte von dannen. Da aber begab sich, daß auf der ersten Tagereise, wie auch am zweiten und dritten Tage der Fahrt keinerlei Wunder geschahen. Als das der Metzer Erzkaplan, der die Expedition führte, bemerkte, sprach er zu den geistlichen Brüdern: „Was geht hier vor, meine Brüder? Haben wir vielleicht Gott beleidigt zugleich mit unserem Heiligen, der uns doch bisher ohne Unterlaß mit seinen lieblichen Wundern erfreut hat? Durchforschen wir peinlich unser Gewissen und bekennen wir einander demütig, wenn wir uns etwa irgendeine Nachlässigkeit haben zuschulden kommen lassen, derentwegen wir der gewohnten Wohltaten entbehren müssen.“ So beichteten sie gegenseitig sorgfältig, konnten aber keinerlei Schuld entdecken. Da gingen sie an den Schrein und versuchten ihn zu öffnen. Sofort sprang das Siegel von selbst ab, und siehe da, sie fanden sich ihres Schatzes beraubt. Die Übertragung der

Reliquien wurde nun offenbar bis Gorze fortgesetzt. Dann aber traten die Führer der Expedition unter Tränen vor den Bischof Chrodegang und erzählten ihr Unglück. Bischof Chrodegang aber seufzte schwer, erbat betrübt bei König Pippin Gehör und trug dem Ohr der Majestät den unerwarteten Schaden vor. Der König erwiderte: „Wir stehen unmittelbar vor dem Winter, da ist nichts zu machen. Wenn der Winter aber vorüber ist, so nehmt eure Brüder und geht mit den Bischöfen von Verdun, Toul und Trier nach St. Maurice und fordert Euer Eigentum. Wollen sie Euch den heiligen Gorgonius nicht geben, so nehmt ihnen den heiligen Mauricius und seine Genossen weg, bringt sie heim und freut Euch ihres Besitzes.“ Und so handelte man denn nach des Königs Geheiß. Man reiste mit starker Mannschaft nach St. Maurice; dort wurde in der Kirche, die noch aus Holz hergestellt gewesen sein muß, und zwar auf dem Chor, der formelle Befehl des Königs feierlich verkündigt, sorgfältig nach dem heiligen Gorgonius gefragt, aber auf alle Fragen zunächst hartnäckig geleugnet. Da redete der ehrwürdige Bischof von Metz zu den Klerikern des heiligen Mauricius folgendes: „Weil ihr uns am Schlusse unserer langen Fahrt von Italien her Schaden zugefügt habt und noch obendrein das Gebot des Königs verachtet, so werde ich jetzt ausführen, was der König mir für diesen Fall aufgetragen hat.“ Damit ergriff er ein Beil und begann unter der Hilfe der mit ihm gekommenen Gefährten den Estrich der Kirche aufzubrechen, gewiß, auf diesem Wege in die Krypta und damit an den Aufbewahrungsort des heiligen Gorgonius zu gelangen. Darauf waren die Kleriker des heiligen Mauricius freilich nicht gefaßt gewesen. Als sie das sahen, baten sie in Demut um eine Frist, damit sie selber nachsehen könnten. Der ehrwürdige Bischof aber stimmte diesem Gesuch bereitwilligst zu und stand einst-

weilen von seinem Vorhaben ab. Am anderen Morgen lieferten die Kleriker des heiligen Mauricius den gestohlenen seligen Gorgonius zurück, der Bischof nahm ihn in Empfang und zog mit lautem Jubel heim. Kaum aber war die Prozession aus der Tür der Kirche des heiligen Mauricius herausgetreten und befand sich also unmittelbar jenseits des engeren Wunderbereichs dieses Heiligen, da ließ der heilige Gorgonius die Wunderwirkung seiner Kraft wiederum sehen, indem er einem Blinden das verlorene Augenlicht wiedergab.

Würde es nun wohl möglich sein, diese Geschichte, die um elf Jahrhunderte hinter unserer Zeit zurückliegt, während die Bamberger Reichstagsgeschichte unter Konrad II. nur um acht Jahrhunderte von uns entfernt ist, überhaupt noch als in unserer Zeit geschehen zu denken? — und demgemäß den Versuch zu machen, sie in die Denk- und Ausdrucksformen der Gegenwart zu kleiden? Hier versagen doch wohl schon alle Voraussetzungen, unter denen dies geschehen könnte. Sie versagen für die gesamte Nation, sie versagen erst recht für die höheren Kreise, unter denen doch diese Geschichte im 8. Jahrhundert sich abspielte. Aus dem überaus lehrreichen Bilde, das sie darbietet, und an dem man viele Stunden herumdemonstrieren und interpretieren könnte, sei nun hier nur ein einziger, aber wesentlicher Zug hervorgehoben. Offenbar sind wir in einer Zeit religiöser Entwicklung, in der die Heiligen noch mit beträchtlich fetischistischer Auffassung belastet sind. Daß sie Wunder tun, und in ihrem Wundertun doch wieder in anderer Hinsicht kraftlos sind bis zu dem Grade, daß sie sich z. B. dem Diebstahl nicht zu widersetzen wissen, erscheint der Zeit als ganz selbstverständlich. Und wie eben die Persönlichkeit des Verfassers der Geschichte zeigt, schließt auch im 10. Jahrhundert noch eine hohe persönliche Frömmigkeit einen so robusten Wunderglauben keineswegs aus, sondern

ergibt sich vielmehr mit ihm aufs innigste verbunden. Nun könnten aus dieser Zeit, wie erst recht aus dem karolingischen Zeitalter, Hunderte und aber Hunderte von Geschichten erzählt werden, die immer wieder dasselbe Resultat ergeben würden, daß die Zeit durchaus wundergläubig war, ja eben im Wunder die beste und edelste Form der Verknüpfung menschlicher Ereignisse und Taten sah. Wie ist das zu erklären? Ein genaues Durchdenken schon der psychischen Grundlagen unserer Geschichte, wie sie aber durch zahlreiche andere Zeugnisse als für das 10. und 8. Jahrhundert gemeingültig bekräftigt werden, ergibt, daß in dieser Zeit der uns gewöhnliche Kausalitätsschluß allerdings bekannt war, aber nur auf einen relativ kleinen Erfahrungskreis, wesentlich den der alltäglichen Dinge, angewandt wurde. Nicht dagegen erstreckte er sich auf all die Vorgänge, die in irgendeiner Beziehung ein ungewöhnliches Interesse boten. Hier bestand vielmehr der viel ältere Analogieschluß noch vollkommen zu Recht. Der Analogieschluß beruht bekanntlich darauf, daß man zwei Ereignisverläufe, die in einem Punkt besondere Ähnlichkeit besitzen, daraufhin miteinander vergleicht und aus dieser einen evidenten Ähnlichkeit auf die Ähnlichkeit bzw. den inneren Zusammenhang beider Vorgänge überhaupt schließt. Der Analogieschluß ist mithin eine höchst unvollkommene Induktion. Aus dem Induktionsbeweis aber, dessen Wesen bekanntlich erst Baco von Verulam klargelegt hat, ist dann erst die weitere Verbreitung des Kausalitätsschlusses hervorgegangen. Denkt man sich nun eine Welt, wie die des 8. oder auch noch des 10. Jahrhunderts, für alle hervorragenden Vorgänge erfüllt von dem Gedanken des Analogieschlusses, so ist klar, daß bei der geringen Kraft und Verbreitung kausalen Denkens eben die interessantesten, die auffallendsten und die — sprechen wir es sofort aus — wunderbarsten

Analogien besonders gesucht sein mußten: woraus sich denn ohne weiteres ergibt, daß das Wunder des Analogieschlusses liebstes Kind war oder wenigstens zu ihm in engster verwandtschaftlicher Verbindung stand. Allerdings sind die erörterten Verhältnisse in der Sicherheit, in der sie hier dargestellt werden, nicht bloß der einen Geschichte, die soeben erzählt worden ist, zu entnehmen. Aber das ganze logische Leben und Treiben der zeitgenössischen Quellen dieser Jahrhunderte ist vom Denken auf dem Wege des Analogieschlusses erfüllt. Unter seinem Walten wird die geistreiche Bemerkung zur Rätselrede, wird rhetorischer Vortrag, insbesondere der geistliche, zum Symbolismus, wird das Leben zu einem ständigen Kampfe mit guten und bösen Gewalten und die Psychologie zu einer Dämonologie eben dieser Kräfte. So sieht man denn in eine Entwicklung des Verstandeslebens hinein, die von der unseren noch total verschieden ist, und die selbstverständlich alle Lebensäußerungen der Zeit, u. a. auch die politischen, beherrscht und durchwaltet.

Bei Erörterungen, wie sie in diesem Kapitel gepflogen werden, kann trotz allem, was bisher gesagt worden ist, immer wieder der Einwand geltend gemacht werden, diese Geschichten seien eben Ausnahmsgeschichten, wie sie mehr oder minder, wenn auch vielleicht nur minder, in unserer Zeit auch vorkämen, und im ganzen habe sich seit dem 10. oder dem 8. Jahrhundert doch eigentlich nichts geändert. Diesem Einwand kann am besten begegnet werden, wenn wir jetzt eine vorzügliche Quelle reden lassen, die nicht in Einzelgeschichten verläuft, sondern allgemeine Beobachtungen mitteilt. Eine solche Quelle liegt uns für die deutsche Geschichte in einer ausnahmsweise vertrauenswürdigen Form in der „Germania“ des Tacitus, dieser ersten großen Forschergestalt der Völkerkunde, vor, und ihre Nachrichten

führen uns zugleich, von der Gegenwart aus gerechnet, um 19 Jahrhunderte zurück, bis in die frühesten durch geschichtliche Überlieferung noch erhellten Zeiten unseres Volkes.

Im 25. Kapitel der Germania redet Tacitus von der Behandlung der Sklaven durch die Germanen. In seiner kurzen Art sagt er, es sei selten, und das heißt bei ihm so viel wie, es sei eigentlich nicht vorgekommen, daß man Sklaven nach disziplinarischer Vorschrift durch Züchtigung oder durch Fesselung oder durch Zwangsarbeit gestraft habe. Der Germane pflege vielmehr im Falle der Strafwürdigkeit eines Sklaven ihn zu töten, nicht aus Überlegung und disziplinarischer Strenge, sondern in plötzlicher zorniger Aufwallung wie einen Feind: aus Impulsivität. Man vergleiche diese Nachricht mit dem, was wir über deutsches Affektleben aus der Bamberger Reichstagsgeschichte kennen gelernt haben. Man wird sich leicht überzeugen, wie beide Nachrichten in ein Affektleben sehen lassen, das von dem unseren gänzlich verschieden ist, und das dabei in der „Germania“ durchaus als habituell erscheint: nur daß die Äußerungen dieses Lebens in der „Germania“ gegenüber dem, was wir im 11. Jahrhundert kennen gelernt haben, noch weit ursprünglicher und roher erscheinen. — Im Kapitel 21 der „Germania“ heißt es, nicht nur die Feindschaften, oder sagen wir besser die Fehdeverhältnisse, des Vaters und der Verwandtschaft habe der Germane auf sich zu nehmen, sondern auch die Freundschaften: suscipere amicitias necesse est. Eine genauere Betrachtung dieser Stelle ergibt schon durch die Mehrheitsform amicitiae, wie sehr hier die Freundschaft, ganz entgegen unserer Auffassung, als ein gebundenes Verhältnis gemeint ist, als etwas, das mehr dem Recht als der Sitte oder gar der sittlichen Empfindung nahe zu stehen scheint. Eine weitere Versenkung in die „Germania“ des Tacitus würde ergeben, daß die Freundschaft damals in

den weiten Bereich rechtlich gebundener reziproker Sittenverhältnisse gehörte, von denen wir in der Eidesleistung König Heinrichs gegenüber dem Herzog Adalbero nur noch sehr abgeschwächte, wenn auch immerhin für unser Empfinden noch außerordentlich zwingende Formen vorfinden. — Wie das Wesen dieser Sittlichkeit der germanischen Urzeit auf das Empfindungsniveau eines Angehörigen höherer Kultur wirkte und wie unendlich fern es ihm stand, dafür haben wir in den Worten des Tacitus über germanische Treue ein einzigartiges klassisches Zeugnis. Tacitus redet davon, daß ein Germane in der Leidenschaft des Spiels letzten Endes, wenn er alles andere verspielt hat, seine Freiheit und seinen Körper einsetze, und verlöre er dann, so ließe er sich binden und verkaufen: ea est in re prava pervicacia: ipsi fidem vocant.[1] Nach alledem kann darüber kein Zweifel herrschen: die sittliche Welt der Germanen wies ganz andere Werte und eine ganz andere Struktur auf, als wie wir sie heute kennen. Und so wenig sich ein Germane mit seinen sittlichen Begriffen in die Gegenwart finden würde, so sehr würde ein deutscher Gegenwartsmensch verloren sein, würde er in den ethischen Vorstellungskreis der germanischen Welt geraten.

Ziehen wir nun aus allem, was in diesem Kapitel bisher erzählt worden ist, die Summe, so läßt sich nicht leugnen: auf dem intellektuellen wie dem Willensgebiete, im Bereiche der Gefühle wie der Affekte herrschen zwischen der Gegenwart des deutschen Lebens und dessen Vergangenheit im 11., 8. und 1. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung Unterschiede, die das ganze innere Leben, das Leben der Tat und des Gedankens, der Phantasie und des Triebes, kurz das Seelenleben überhaupt, zu diesen verschiedenen Zeiten weit von-

[1] Tac. Germ. cap. 24.

einander abweichend gestalten. Es ergibt sich also für die innere Differenz dieser verschiedenen Zeiten der unabweisbare Eindruck starker psychischer Spannungen, die es nicht erlauben, aus dem Leben und dem spezifischen Charakter der Gegenwart heraus irgendeinen menschlichen Vorgang, welcher Art von Zusammenhängen er auch zuzusprechen sein mag, wenn er einer der anderen Zeiten angehört, mit Erfolg zu beurteilen. Die sichere Empfindung dieses Unterschiedes und das ständige Denken und Vorstellen im Bewußtsein dieses Unterschiedes ist der elementare Grundzug dessen, was in der Gegenwart historischer Sinn heißt.

---

Betrachtet man die Zusammenhänge, die sich aus dem Inhalte der soeben mitgeteilten Geschichten ergeben, von der psychologischen Grundlage des geschichtlichen Sinnes der Gegenwart aus, so ist wohl der erste stark in den Vordergrund tretende und völlig sichere Eindruck der, daß auch für die großen geschichtlichen Teilerscheinungen eines bestimmten Zeitalters das für die Individualpsychologie geltende Gesetz der psychischen Relationen feststeht. Eine der frühesten Beobachtungen, die in der Richtung auf die Entwicklung des heutigen historischen Sinnes gemacht worden ist, und deren Anfänge sich schon bei Herder und Schiller finden, ist die, daß das seelische Leben eines bestimmten Zeitalters in sich je ein Ganzes bildet, eine Einheit, aus der auch nicht die Wirkungen der geringsten menschlichen Tätigkeit entfernt werden können, ohne ihr ihren Charakter zu nehmen. Es ist eine Auffassung, die unter der Zunahme und immer stärkeren Verschärfung des Nationalbewußtseins im 19. Jahrhundert sich natürlich in immer höherem Grade einstellen

mußte. So ist es denn zu der immer mehr verstärkten Anerkennung des Gesetzes der psychischen Relationen gekommen, das besagt, daß alle psychischen Erscheinungen in einer seelischen Einheit jeweils in einem inneren Zusammenhange stehen, ähnlich etwa dem physiologischen Zusammenhang, den wir zwischen den einzelnen Teilen eines tierischen oder eines pflanzlichen Organismus nachweisen können. So erscheinen denn dem historischen Sinn der Gegenwart die einzelnen großen geschichtlichen Zeitalter als gewaltige sozial-psychische Einheiten, deren Charakter als Ganzes ebensogut konstatiert werden kann, wie das seelische Wesen einer einzelnen Persönlichkeit.

Hier ist vielleicht der richtige Ort, einiges über den Begriff der Volksseele zu sagen. Dieser Begriff hat bekanntlich so lange Zeit große Schwierigkeiten verursacht, als man die Seele der Einzelpersönlichkeit als etwas gleichsam der äußeren Erscheinung dieser Nachgebildetes, fast visuell Persönliches ansah und somit Resterscheinungen der Anschauung pflegte, die sich im Mittelalter dahin ausgeprägt hatte, daß man sich die Seele ganz bildlich nach Analogie der Erscheinung kleiner Kinder dachte und sie so unter Umständen auch, beim Tode z. B., den Öffnungen des menschlichen Körpers, insbesondere dem Munde, entsteigen sah. Von dieser Anschauung hat bekanntlich die neue Psychologie weggeführt. Dieser Psychologie sind mindestens einstweilen nur die Einzelerscheinungen des individuellen Seelenlebens zugänglich und allenfalls noch kleine Stücke der Bühne, auf der sie sich abspielen. Darüber hinaus kennt sie wohl eine Zusammenfassung der Einzelerscheinungen im Begriffe des Bewußtseins, ohne aber über dessen anschaulichen Charakter auch nur das Geringste aussagen zu können. Diese Auffassung gilt nun auch vollkommen und restlos für die

Erscheinung dessen, was man Volksseele nennt. Auch das einheitliche Seelenleben kleinerer oder größerer menschlicher Gemeinschaften, darunter besonders der Nationen, ist nichts anschaulich Gegebenes, dessen Einheit unter bestimmten Formen vorgestellt werden könnte, sondern auch hier handelt es sich sichtbarlich nur um Einzelvorgänge. Es besteht indes innerhalb des Denkens der heutigen Welt kein Zweifel darüber, daß das innere Erleben des Zusammenhangs dieser Vorgänge in den betreffenden Gemeinschaften zu einem gemeinsamen Bewußtsein, dem Nationalgefühl und Verwandtem, führt, und daß diese Bewußtseinsformen, deren nationale Form gern mit dem Worte Volksseele bezeichnet wird, ganz evidenterweise lebendige Kräfte des geschichtlichen Verlaufs darstellen.

Eine zweite Erfahrung, die sich unmittelbar aus der bisherigen Darstellung ergibt, ist die, daß man nicht wird umhin können, zur Periodisierung des geschichtlichen Verlaufs durch ganze Kulturgeschichtszeitalter zu schreiten. Tritt man aber in diesen Gegenstand ein, so wird es unausbleiblich, sich vorher den Begriff historischer Periodisierung klarzumachen. Zunächst: bei genauer Betrachtung besteht darüber kein Zweifel, daß jede Periodisierung, welcher Art auch immer, nicht in dem geschichtlichen Verlauf an sich gegeben ist. Sie ist vielmehr, wie schon aus dem Zusammenhang mit dem Begriff der Zeit hervorgeht, eine Zutat späterer menschlicher Betrachtung, mag man nun diesen Zusammenhang aus unmittelbaren Bedürfnissen unserer seelischen Veranlagung, z. B. etwa dem Bedürfnis der Rhythmisierung herleiten, oder aus dem mehr äußerlichen Bedürfnis, das Verständnis des geschichtlichen Verlaufs durch Einkerbung zu erleichtern. Dabei ergaben sich denn für die primitiven Bildungszeiten des historischen Sinns keine sehr großen Schwierigkeiten. Solange Geschichte nur als

„Historia derer Potentatum“ verstanden wurde und in „Kriegs- und Friedensläuften“ aufging, waren natürlich die Zäsuren und Einschnitte mit Friedensschlüssen oder mit dem Ablauf großer Kriegsperioden ohne weiteres gegeben. Schwieriger wurde die Periodisierung schon in dem Augenblicke, da die Geschichte des Staates als unbedingter Teil des historischen Stoffes empfunden wurde. Nun mußten außer den äußeren auch die inneren Umwälzungen zur Periodisierung herhalten, und da war selbstverständlich eine Datierung auf Jahr, Tag und Stunde in den allermeisten Fällen nicht möglich. Diese Schwierigkeiten vermehren sich aber natürlich beträchtlich, sobald Geschichte als menschliche Psychogenese gefaßt wird. Hier wie in anderen Fällen können bestehende Hindernisse am besten übersehen werden, wenn man einmal den Vergleich mit der individualpsychischen Entwicklung wagt. Es ist ja allbekannt, was man gegen solche Vergleiche einzuwenden pflegt: der Einzelne sei eben nicht das Ganze; die Beziehungen zwischen Ontogenese und Phylogenese seien nicht durchweg direkt und unterlägen vielfachen Bedenken und was dergleichen mehr ist. Dennoch bleibt bestehen, daß wir es auf beiden Seiten mit psychischen Erscheinungen zu tun haben, und daß zwischen der Persönlichkeit des Einzelnen und der Seele des Ganzen diejenigen Vergleichbarkeiten bestehen, von denen eben bei Erörterung des Begriffs der Volksseele geredet worden ist. Ziehen wir also den Einzelnen heran, so können wir hier auch von großen, im allgemeinen völlig deutlich entwickelten Zeiten reden, von Kindheit, Jugend, Mannes- und Frauenalter und Greisenalter. Dies alles sind für uns durchaus sichere Vorstellungen, mit denen wir täglich operieren. Wie aber, wenn nun gesagt werden soll, in welchem Moment wohl die Kindheit in das Jünglingsalter übergegangen sei, das Jünglingsalter wiederum ins Mannesalter und so fort?

Man sieht alsbald, wir werden hier mit Grenzlinien überhaupt nicht auskommen, sondern nur mit Grenzsäumen. Die Zeiten greifen chronologisch ineinander über, sie sind vielfach gegeneinander verzahnt, und nur eine eingehende Schilderung kann den zwischen ihnen bestehenden Gegensatz feststellen. Weiterhin ist klar, daß die wesentlichen Errungenschaften der Knabenzeit in der Jünglingszeit, die der Jünglingszeit im Mannesalter fortdauern usw. Die Persönlichkeit wandelt sich zwar, aber sie bleibt eine. Fast alle diese Beobachtungen gelten nun auch für den Verlauf der menschlichen, insbesondere nationalen Einheiten. Auch hier folgt Zeitalter auf Zeitalter. Und die Errungenschaften keines dieser Zeitalter sind für die folgenden verloren. Namentlich in dem seelischen Leben der unteren Schichten, soweit diese konservativen Charakter aufweisen, sowie durch die persönliche Vererbung atavistischer Anlagen werden sie forttransportiert hin durch den Wechsel der Zeiten. Und auch für diese Zeitalter fast noch mehr als für die menschlichen Lebensalter gilt, daß sie in sich verzahnt sind, und daß für ihre gegenseitige Scheidung eine sehr genaue Kenntnis der Übergangszeiten vonnöten ist, um die einzelnen wichtigen Erscheinungen diesem oder jenem Zeitalter zuzuweisen. Wenn man nun aber daraus, namentlich bei kurzem historischen Horizont, im Falle einer historischen Arbeitsweise, die vielleicht nur zwei oder gar nur ein Zeitalter oder vielleicht sogar allein Perioden eines Zeitalters übersieht, den Schluß gezogen hat, große kulturgeschichtliche Zeitalter beständen überhaupt nicht, so wäre das, wie ein weiterer historischer Blick unwidersprochen ergibt, ebenso kurzsichtig, als wenn man für das Individuum die Abfolge der Lebensalter leugnen wollte. Die Aufgabe wird vielmehr die sein, von der sicheren Beherrschung der großen Zeitalter aus richtig die kleinen Perioden zu finden, in die sie sich teilen,

und die Übergangszusammenhänge, im Verlaufe derer sie aufeinanderfolgen.

Kehren wir mit diesen Erkenntnissen zu dem im Beginn dieses Kapitels gegebenen Stoff zurück, so sehen wir wohl, daß die ausgewählten Geschichten nur die Differenz ganz großer geschichtlicher Zeitalter lehren, nämlich der Urzeit, die durch die „Germania" des Tacitus vertreten war, die des Mittelalters, das wir durch die Quellenstellen des 8., 10. und 11. Jahrhunderts kennen gelernt haben, und endlich der Neuzeit, für die wir Quellen nicht anzuführen brauchen, da wir für sie selbst ständig fließende Quelle sind. Jetzt wird es, im Verlaufe der ferneren Bedürfnisse, die unsere Erörterungen uns erschlossen haben, darauf ankommen, innerhalb dieses Bereichs eine weitere und eingehendere Periodisierung aufzusuchen. Wie ist sie nun zu erreichen? Im Grunde natürlich nur durch eingehendes induktives Studium aller Quellen, die wenigstens im Verlaufe einer großen menschlichen Gemeinschaft, wie z. B. etwa der deutschen, zutage treten. Nun versteht sich aber, daß dies so ungefähr eine Lebensarbeit ist oder auch noch einiges mehr und mithin nicht so nebenher in Mußestunden erledigt werden kann. Wir würden also hier an der Ausbildung eines eigenen Urteils fast verzweifeln müssen und rettungslos der Autorität der jeweiligen historischen Lehre verfallen, wenn uns nicht eine Beobachtung, die wir inzwischen gemacht haben, doch weiter hülfe. Wir hörten vom Gesetz der psychischen und physischen Relationen. Auf Grund des physiologischen Relationsgesetzes wird es jeden Augenblick möglich sein, aus dem Befund einiger Teile eines Skelettes den gesamten Charakter dieses und aus diesem wiederum den gesamten Charakter der Form des in Betracht kommenden Organismus überhaupt herzustellen: so hat Cuvier bekanntlich schon im Beginn des vorigen Jahr-

hunderts aus paläontologischen Funden die Gesamtformen vorzeitlicher Lebewesen mit Erfolg abgeleitet. In ganz ähnlicher Weise wird es auf dem Gebiete menschlicher Psychogenese für einen ersten Versuch der Orientierung möglich sein, nicht sogleich ganze große geschichtliche Zeitalter zu untersuchen und miteinander zu vergleichen, sondern aus der Unsumme von Relationen zwischen den einzelnen historischen Teilerscheinungen, welche ein Zeitalter ausmachen, einige auszuwählen, aus deren Verlauf der Gesamtverlauf des geschichtlichen Lebens in seinen ersten, vielleicht vielfach noch nicht ganz sicheren Umrissen erhellt. Sucht man nun die Teilerscheinungen des geschichtlichen Lebens auf, die sich für eine solche Orientierung besonders eignen, so ergibt sich hier vor allem die Entwicklung der bildenden Kunst als leicht verständlich und lehrreich. Der Grund dafür ist der, daß die Denkmäler der bildenden Kunst sich mehrdimensional — die der Malerei zwei- und die der Plastik und Architektur sogar dreidimensional — auswirken. Das ist ein für die erste Orientierung so vollständig ausschlaggebender Vorteil in der Einwirkung auf das geschichtliche Verständnis, wie ihn, soviel ich sehe, die Überreste keines anderen Zweiges menschlicher Betätigung darbieten. Denn alle andere Überlieferung ist mit wenigen Ausnahmen an Rede und Schrift gebunden. Rede und Schrift aber sind diskursiv, sie liegen in der Zeit und haben infolgedessen nur einen eindimensionalen Verlauf; ihnen mangelt folglich die Möglichkeit einer wirklich plastischen Darstellung der Gleichzeitigkeit mehrerer Ereignisreihen. So bieten sie an sich die unvollkommensten Mittel geschichtlicher Überlieferung. Geht man nun aber einmal, zur genaueren Entwicklung der einzelnen Perioden innerhalb der deutschen Geschichte, von der Entwicklung der bildenden Kunst aus, so gelangt man bei einer wirklich eindringenden vergleichenden Betrach-

tung der Denkmäler ohne Zweifel zu einer Periodisierung, in welcher die Urzeit nochmals in zwei Zeitalter, das Mittelalter ebenfalls in zwei Zeitalter und endlich die Neuzeit gleichfalls in zwei Zeitalter zerfällt. Es ergibt sich also ein System der Zweiteilung. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß dieses System der Dichotomie keineswegs irgendwelchen deduktiven Neigungen verdankt wird, sondern rein induktiv aus der Entwicklung zunächst der Kunst gefunden worden ist. Geht man dann auf diesem Wege weiter und versucht man, die zunächst auf dem Gebiete der Kunst gewonnene Einteilung auch nach anderen Seiten der menschlichen Teilentwicklung hin zunächst für das große Gebiet der ganzen Phantasietätigkeit, also auch noch der Dichtung und der Musik, dann aber auch nach der Richtung der sozialen und materiellen Kultur — Wirtschaftsleben, Gesellschaftsleben, Verfassungsleben — zu realisieren, so ergibt sich, daß diese sich in der Tat leicht in die durch die Kunstgeschichte gewonnene Einteilung einordnen.

Man wird indes nicht verkennen, daß die letzten soeben hier gegebenen Ausführungen die ersten autoritären sind, die in diesem Büchlein vorkommen. Bisher hat der Leser sich überzeugen lassen können; hier, so scheint es, muß er glauben. Es zeigt sich damit, daß in dem Vorstehenden nur ein Programm weiterer Ausführungen gegeben ist, die in dem Folgenden den Beweis der eben aufgestellten Behauptungen zu erbringen haben.

2. Kapitel.

## Der Normalverlauf geschichtlicher Entwicklung.

Lassen wir die Richtigkeit der geschichtlichen Zeitalter, die am Schlusse des vorigen Kapitels als Ausdruck des historischen Sinnes der Gegenwart aufgestellt sind, einstweilen dahingestellt — wir werden auf die damit angeregte Frage zurückkommen[1] — so ist doch das eine klar geworden: ein systematischer Nachweis der psychischen Distanzen, deren einige wir im vorigen Kapitel kennen gelernt haben, führt zu einer allgemeinen Periodisierung der Geschichte. Freilich ist dabei zunächst an Universalgeschichte nicht zu denken. Vielmehr sind die psychischen Spannungen, die wir kennen gelernt haben, sämtlich in dem Verlauf der Geschichte einer großen menschlichen Gemeinschaft, in unserem Falle zunächst des deutschen Volkes, beschlossen. Es ist also klar, daß wir mit den Periodisierungen, die hier zunächst in Betracht kommen, noch keineswegs bis zur Geschichte der Menschheit aufsteigen, sondern uns vielmehr nur in dem Normalkreis ihrer Teilentwicklungen, in der Geschichte der Nationen, bewegen. Wenn dies nun aber der Fall ist, so tritt die Frage auf, ob in den anderen Nationen dieselben Distanzen auftreten, die wir in der deutschen Geschichte kennen gelernt haben, oder wenigstens ihnen höchst verwandte Bildungen zu bemerken sind. Es ist eine Frage, die selbstverständlich nur durch eingehende Untersuchung beantwortet werden kann. Dabei wird

[1] S. 121 ff.

zur vollsten Klarlegung im einzelnen ein ungeheures Material, die gesamte Hinterlassenschaft der Menschheit sozusagen, bis zur Gegenwart durchgearbeitet werden müssen. Eine vorläufige Beantwortung der Frage herbeizuführen, ist indessen nicht so schwer. Denn bei dem überall wirkenden Gesetz der psychischen Relationen genügt es, an wichtigen Punkten zunächst nur Probeuntersuchungen zu veranstalten, um sich aus deren Befund eine Vorstellung von der Entwicklung der einzelnen Völker machen zu können. Darnach hat sich nun schon bisher ergeben, daß in der Tat alle anderen Nationen eine der deutschen Entwicklung verwandte Reihe von Zeitaltern durchlaufen haben. So gilt dies von Ägypten, Assyrien und dem alten Israel, so von den Griechen und Römern, so von Chinesen und Japanern, und so nicht minder, soweit die fragmentarische Überlieferung ein Urteil erlaubt, von den mittel- und südamerikanischen Kulturvölkern der voreuropäischen Zeit. Voraussetzung ist freilich für eine derartige Untersuchung, daß an einer Stelle mindestens, in unserem Falle am besten im Bereiche der deutschen Entwicklung, die Untersuchung wirklich schon völlig durchgeführt ist, so daß der spezielle Vorgang der Aufeinanderfolge der Zeitalter, wie des Übergangs von einem Zeitalter zum anderen, in klarer übersichtlicher Forschung an den Tag gestellt ist. Auch für unsere ferneren Betrachtungen, die darauf hinauslaufen, den Charakter des historischen Sinnes der Gegenwart noch weiter zu entwickeln, ist eine solche eingehende Kenntnis an einer Stelle Vorbedingung. Von diesem Standpunkte aus wollen wir jetzt in die nähere Betrachtung der deutschen Entwicklung, soweit in ihr der Normalverlauf nationaler Entwicklung überhaupt hervortritt, eintreten.

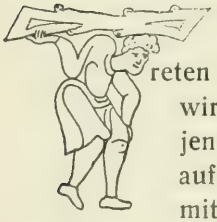
Um auf diesem Boden völlig sicher zu gehen, verfahren wir nicht so, daß wir alsbald den Charakter der einzelnen

Zeitalter als ein Ganzes schildern; wir isolieren vielmehr die einzelnen Teilentwicklungen auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, der Phantasietätigkeit, der sittlichen und der religiösen Entwicklung, um sie zunächst einzeln in ihrem Verlaufe kennen zu lernen. Und wenn wir dieses Geschäft auch nicht für jede der vorhandenen Teilentwicklungen besorgen können, da andernfalls dies Büchlein zu einem Buche anschwellen würde, so werden wir uns doch immerhin in so vielen Teilentwicklungen informieren müssen, um daraus das gesamte Bild der Zeitalterfolge mit Sicherheit ableiten zu können.

An diesem Punkte tritt uns nun wiederum die Aufgabe, die schon am Schlusse des vorigen Kapitels berührt worden ist, die Darstellung der Entwicklung in der bildenden Kunst, an erster Stelle und besonders dringlich entgegen. Sie ließe sich für die Malerei, die Plastik, die Architektur in gleicher Weise durchführen. Begrenzen wir uns dabei auf die zweidimensionale Kunst der Malerei, so geschieht das deshalb, weil für die Architektur der ältesten Zeiten, wie auch vielfach für die Plastik, wenn wir ihr nicht das Relief zurechnen wollen, die Denkmäler fehlen, dann aber auch deshalb, weil die Architektur neben den reinen Entwicklungsgesetzen der Phantasietätigkeit zugleich noch den sehr verschiedenen Raumbedürfnissen der Zeitalter unterworfen ist und dadurch in eine Zwitterstellung zwischen künstlerischer und gewerblicher Entwicklung gerät, und weil die Plastik so vielfach mit der Baukunst verquickt ist, daß sie für ganze Perioden Gesetzen starker architektonischer Einwirkung und damit also nicht reiner ästhetischer Entwicklung folgt. Auf dem Gebiete der Malerei dagegen ergeben sich in dieser Beziehung kaum Schwierigkeiten, zumal wenn man das Gebiet so weit faßt, daß ihm auch die Zeichnungen und die Schwarzweißkunst in jeder Hinsicht

und weiterhin die Reliefkunst eingeordnet werden. Wird dieser Umfang angenommen, so liegt von den ältesten Zeiten der Entwicklung der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart ein Material vor, wie es sicherer und schöner für die Lösung der vorliegenden Aufgabe kaum gedacht werden kann.

---



reten wir nun diesem Stoff näher, so finden wir schon in der ältesten Zeit, weit jenseits jener geschichtlichen Datierungen, die heute auf dem Wege prähistorischer Vergleichung mit den vorgeschichtlichen Altertümern Italiens und der Länder des Südens überhaupt möglich sind, eine Reihe von Denkmälern der Kleinkunst, die mit einer sehr merkwürdigen Ornamentik ausgestattet sind. Diese Ornamentik bewegt sich da, wo sie noch ursprünglich rein zutage tritt, in Punkten oder kleinen Kreisen, in Strichen, in ganzen gegeneinandergestellten Strichen, im Zickzack und allenfalls noch in Spiralen oder verwandten, ins Eckige gedrückten Formen, aus denen dann leicht etwas Ähnliches wie ein Mäander hervorgehen kann (s. Abbildung 2 u. 3). Es ist also eine reine Linearornamentik, die, und zwar nicht bloß bei den Deutschen, schließlich kaum zu komplizierteren und eleganteren Formen als denjenigen, die sich im Mäander ausdrücken, ansteigt. Es ist eine Ornamentik, die wir in verwandter Weise wohl bei jedem Volke, sehr eindrucksvoll z. B. und bis zur vollen autonomen Entwicklung eines deutlichen Mäanders bei den Chinesen finden; die Legende von der Übertragung des Mäanders aus der Kunst der Griechen nach China ist schon

deshalb absurd, weil der Mäander bereits um ein Jahrtausend vorher in der chinesischen Kunst auftritt, ehe er in der Kunst der östlichen Mittelmeerländer seine Vollendung findet.

Auf diese Kunst, über deren Dauer bei den Germanen wir wenig unterrichtet sind, die aber weit zurückgreift bis in ein graues Altertum, folgt, man nimmt an etwa seit der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus, eine sogenannte Tierornamentik, um dann als neuer Ausdruck germanischer zweidimensionaler Kunst bis ins 7., 8. und 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fortzudauern. Es handelt sich also um eine Periode, die, rund gerechnet, etwa $1^1/_2$ Jahrtausend gewährt hat. Natürlich ist in dieser Zeit die Tierornamentik nicht dieselbe geblieben. Sie hat ihre innere Entwicklung durchgemacht (s. Abbildung 4, 5, 6). In der ersten Zeit finden wir wohl Formen, die den Tierkörper nur so ungefähr umschreiben, daß eigentlich nur die Vorstellung des Lebendigen und damit der Tätigkeit der einzelnen Organe gegeben wird. Hiermit hängt es zusammen, wenn vor allem die Extremitäten betont werden. Darüber hinaus sind aber die einzelnen Formen noch so wenig entwickelt, daß in einzelnen Fällen kaum Vogel und Vierfüßler, ganz regelmäßig aber unter den Vierfüßlern etwa eine besondere Art, z. B. Hund oder Pferd oder Bär oder dgl., nicht zu unterscheiden ist. Die damit gegebene Entwicklung nimmt mithin das Bild aus der Erscheinungswelt nur so weit in die ästhetische Reproduktion auf, daß eine ganz ungefähre, für unsere Auffassung gleichsam nur symbolische Wiedergabe der Wirklichkeit erreicht wird. Und so mag man denn von unserem Standpunkte aus diese Kunst auch

Abbildung 1.
München Hofbibl. Cod. lat. 337, Bl. 57 v., 9 Jh.

als symbolisch bezeichnen. Freilich läßt sich über sie hinaus rückwärts noch ein anderes Zeitalter denken, in dem bestimmte Formen der Erscheinungswelt nur durch ein wirkliches Symbol, ein Gesicht z. B. durch eine Reihe von parallelen Strichen oder sogenannten Krakellinien, wiedergegeben werden. Ein solches Zeitalter, wie es möglicherweise der eben besprochenen Linearornamentik zugrunde liegt, würde dann als rein symbolisch anzusprechen sein, und es würde in diesem Falle der primitiven Kunst unserer Kinder entsprechen, die bei gewissen Krakellinien anzugeben pflegen, sie stellten die Mama oder den Papa oder sonst irgendwelche bekannte und wichtige Erscheinung dar.

An dieser Stelle mag, ehe wir weitergehen, eine allgemeine Bemerkung Platz greifen. Noch vor einigen Jahrzehnten wurde bei Erscheinungen, wie den hier besprochenen, ganz regelmäßig die Frage aufgeworfen, wie denn eine solche Kunst bei normalen Augen überhaupt möglich sei. Die Frage in dieser besonderen Fassung entsprach dem Grundempfinden der damals blühenden naturalistischen Kunst. Nach ihrer Auffassung konnte jede zweidimensionale Darstellung zunächst nur ein getreues Abbild der Erscheinungen sein wollen. Heute ist man über diese Auffassung wohl schon ganz allgemein hinweggelangt. Sie ist zunächst durch Tatsachen widerlegt, die sich aus einer beträchtlichen Anzahl inzwischen angehäufter Zeugnisse der Völkerkunde und der Kinderpsychologie mit Sicherheit ableiten lassen. Es ist nicht an dem, daß die Germanen, wie andere primitive Völker, nicht rein naturalistische Zeichnungen, wenn auch mit einer gewissen Unbeholfenheit, anfertigen konnten (vgl. z. B. Abbildung 1). Und schon der primitive Mensch, wie er uns aus den Höhlen- und Erdfunden vor allem Frankreichs bekannt ist, hat, wie Abbildungen in zahlreichen Büchern wohl schon jedem Leser

Abbildung 2.

Nach Lindenschmit, Altertümer der heidnischen Vorzeit I, 3, 4.

gezeigt haben werden, eine beträchtliche Fähigkeit in der naturalistischen Umrißzeichnung ihm besonders bekannter Gegenstände, so vor allem der Tiere, gehabt. Es besteht also darüber kein Zweifel, daß das Auge in primitiven Zeiten die Dinge mit im ganzen demselben Apparat aufnimmt, der auch uns zur Verfügung steht. Allein diese Tatsache ist rein physiologischen Charakters und hat mit der physischen Entwicklung und das heißt mit der Kulturentwicklung der Menschheit nur insofern zu tun, als es allerdings denkbar, ja wahrscheinlich ist, daß sich der Apparat unter den psychischen Einwirkungen höherer Kulturstufen verfeinern und insofern verbessern kann oder muß. In den primitiven Kulturstufen aber kommt es überhaupt nicht auf die naturalistische Wiedergabe der Erscheinungen an, soweit diese Wiedergabe der Phantasietätigkeit angehört, sondern nur auf deren ungefähre Umschreibung. Man weiß, daß das auch heute bei primitiven Völkern der Fall ist. Professor Weule erzählte mir, daß ein Eingeborener unserer ostafrikanischen Kolonie, den er aufforderte, eine bestimmte, ihm deutlich gezeigte Negerhütte zu zeichnen, diese gar nicht ansah, sich mit dem Rücken gegen sie setzte und nun den allgemeinen Typ einer Negerhütte aufs Papier warf. Das ist echt primitive Kunst.

Ist es aber nicht im Grunde auch die hohe Kunst der Gegenwart? Zu allen Zeiten haben die idealistischen Elemente der Kunstentwicklung als die wesentlichen gegolten, und niemals hat auf die Dauer ein Kunstwerk durchschlagende Bedeutung bewahrt, das sich auch nur der Absicht nach nichts anderem als der reinen Wiedergabe der Dinge widmete. Aus diesem Zusammenhang geht freilich noch nicht hervor, daß nun die Kunstentwicklung einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft sich aus beliebigen, in beliebiger Reihenfolge aufeinanderfolgenden Idealismen zu-

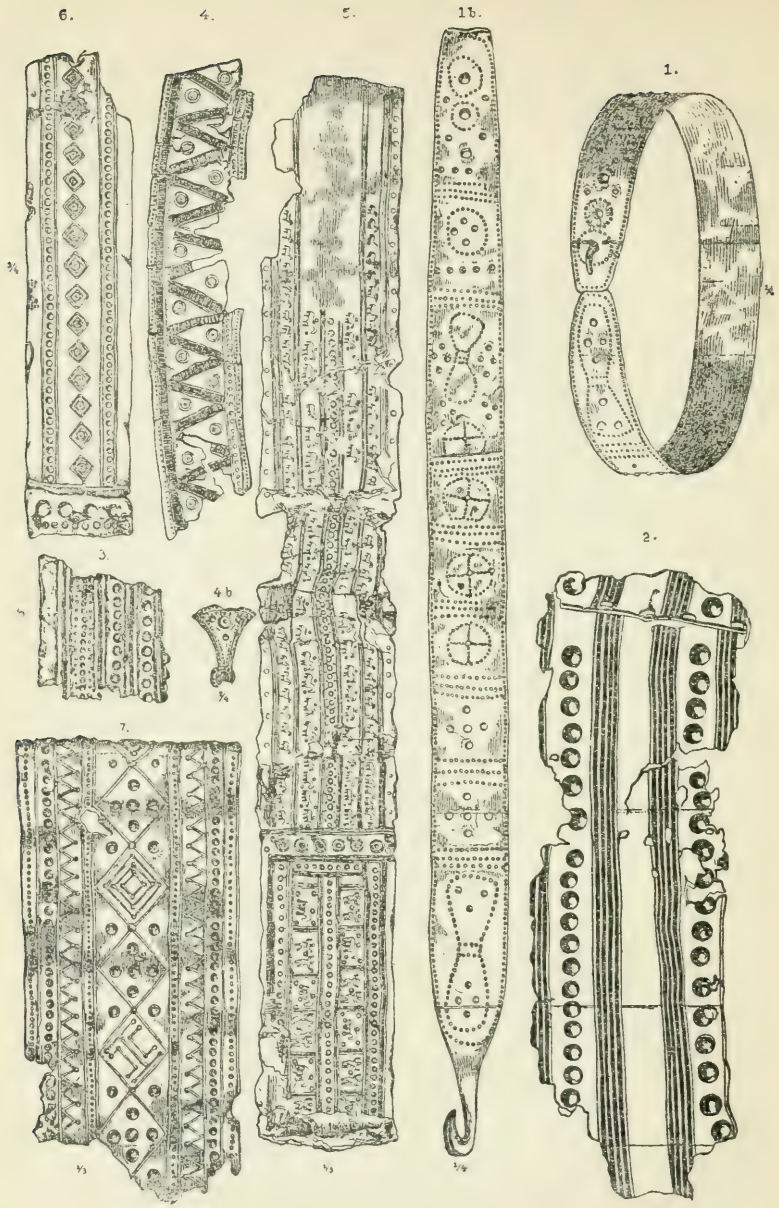



Abbildung 3.

Nach Lindenschmit, Altertümer der heidnischen Vorzeit II, 2, 3.

sammensetzt. Vielmehr ist dies der Verlauf, daß in der Wiedergabe der Wirklichkeit, also in dem naturalistischen Zweige der Kunsttätigkeit, eine immer höhere Annäherung an die Wirklichkeit der Erscheinung erreicht wird, und daß dieser Prozeß dann erst die Voraussetzung einer echten idealistischen Kunst bildet. Es ist der Grund, warum alle großen idealistischen Künstler zu gleicher Zeit im Vergleich zum Können ihrer Periode höchst vollendete Naturalisten gewesen sind. Man braucht z. B. nur die Werke Dürers zu betrachten, insbesondere auch seine Veduten im Verhältnis zu seinen idealistischen Landschaften, um dies im höchsten Maße zu begreifen (vgl. Abbildung 35 und 36). Dürer ist an dieser Stelle auch deshalb ein ganz besonders hervorragender Zeuge, weil er bei seinem energischen Grübeln über die Grundlagen seiner Kunst diese Zusammenhänge vollkommen klar überschaut hat, wie unzweideutige Äußerungen von ihm beweisen.

Kehren wir nunmehr zu unserem Zeitalter symbolischer, oder sagen wir vielleicht besser spätsymbolischer Wiedergabe des Tieres in Formen, die uns heute rein ornamental dünken, zurück, so sehen wir, wie in dem weiteren Verlaufe der Tierornamentik die Tierformen allmählich deutlicher werden, bis am Schlusse des ganzen Zeitalters Formen hervortreten, in denen schon klar die einzelnen Arten, nicht bloß Vogel, Fisch und Vierfüßler, sondern auch Gans und Adler, Hund und Pferd usw. zu unterscheiden sind (s. Abbildung 6). Es versteht sich, daß damit im Grunde eine neue Periode der Entwicklung der bildenden Kunst begonnen hat, nämlich diejenige, in der nunmehr eine typische Auffassung des Tieres erreicht ist. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn zur selben Zeit zugleich eine ganz wesentliche Erweiterung der Objekte der Erscheinungswelt eintritt, die Gegenstand phantasievoller Wiedergabe

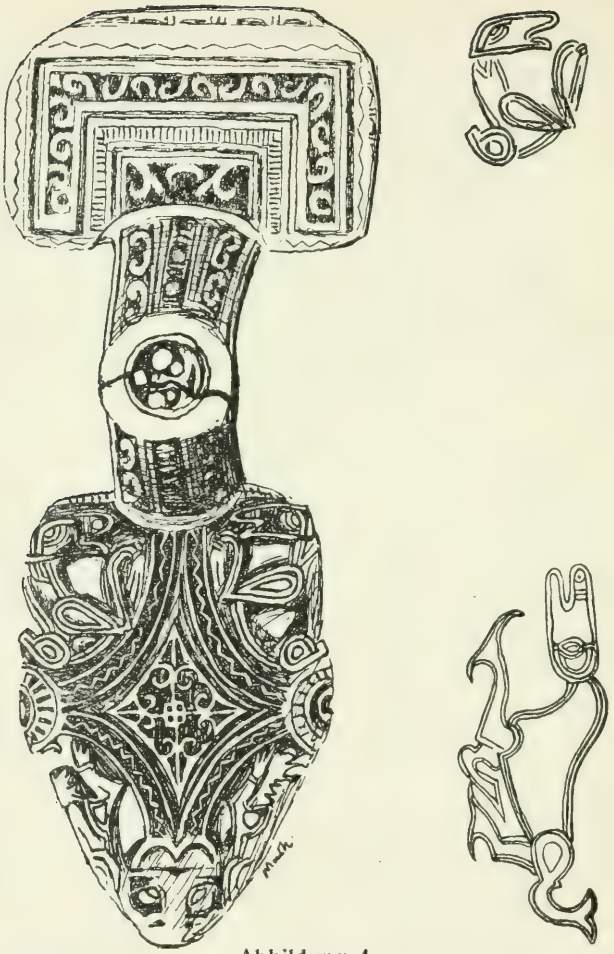


Abbildung 4.
Germanische Bügelfibel aus Bronze mit rechteckiger Kopfplatte und rhombischem Fußstück, gef. bei Engers, Worms Paulusmuseum, 6. Jh. Nach G. F. Muth.

werden: neben die Tierornamentik tritt die Pflanzenornamentik.

Die ältesten Erscheinungen der Pflanzenornamentik,

wie sie ganz vereinzelt etwa seit dem 8. Jahrhundert auftreten, sind noch sehr schüchtern (s. Abbildung 9): einzelne Blätter, einzelne Zweige, anfangs der Wirklichkeit fast naturalistisch abgelauscht, dann ganz wenige ornamentale Formen, die den Typ alles Pflanzlichen in der Form von Blättern und sehr stark ornamentierten Blüten wiedergeben, endlich, verhältnismäßig sehr früh, ein feiner Sinn für das Bewegungsmotiv in allem Pflanzlichen, für das rankenartige Wallen und Weben, für die lebensartige Anmut, die durch den Zug der Stammes- und Zweigbildungen geht oder gehen kann. Dann aber vervielfältigen sich diese Elemente, wenn sie auch immer noch sehr gemäßigt in den Formen bleiben, bis zu jener herrlichen Pflanzenornamentik des 10. Jahrhunderts, von der das diesem Büchlein eingefügte Initialalphabet aus dem Codex von Echternach in Gotha, der der Zeit Ottos III. entstammt, ein so freundliches Bild gewährt (vgl. auch Abbildung 10). Zunächst verlief dann die Entwicklung der Pflanzenornamentik bis ins 13. Jahrhundert in der Richtung weiter, daß die Formen immer deutlicher hervortraten, wenn sich auch gelegentlich, namentlich in Manuskripten, ein Zug zum Kalligraphischen geltend machte. Im 13. Jahrhundert wird die Fähigkeit zur vollen Wiedergabe wenigstens einzelner Teile der Pflanze, des Blattes und teilweise auch der Blüte, erreicht (vgl. Abbildung 11) und die Kelchkapitelle der frühesten Gotik schmücken sich mit zahlreichen Formen dieser neuen anmutigen Kunst. Die Pflanze als Ganzes freilich, und hier wiederum auch nur als Einzelexemplar, ja fast als Individuum, tritt uns vollrealistisch doch erst seit dem 15. Jahrhundert entgegen (vgl. Abbildung 17), zu derselben Zeit, in der auch auf dem Gebiete der Wiedergabe des Tieres die volle freie Form erreicht wird. Man erinnere sich nur der wundervollen Wiedergabe von Käfern, Schmetterlingen und anderem Klein-

getier schon auf den Randbordüren der Gebetbücher des 15. Jahrhunderts oder, in etwas späterer Zeit, des Kaninchens Dürers. Bis zu diesem Endpunkte hin hat die Wiedergabe des Tieres genau dieselben Übergänge erlebt, wie die Darstellung der Pflanze. Im 9. und 10. Jahrhundert bis zur vollen Entwicklung des Typus herangereift, hat sie doch noch im 11. Jahrhundert, dem Zeitalter der Entstehung

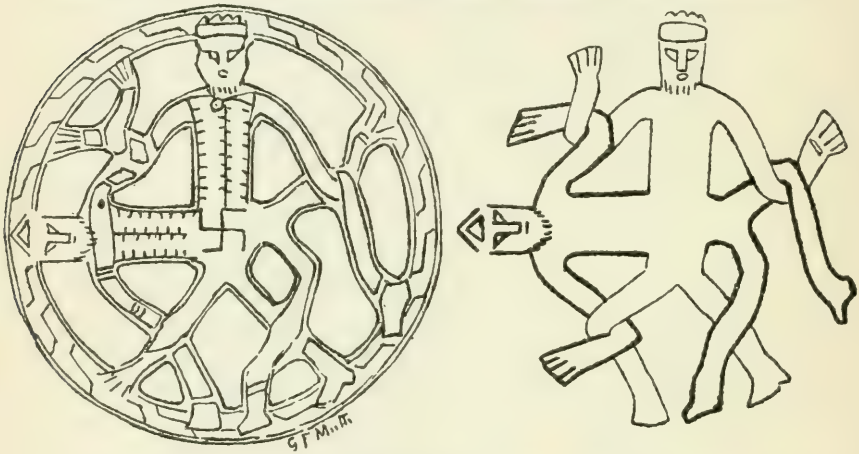


Abbildung 5.
Zierscheibe aus Sprendlingen (Rheinhessen), Paulusmuseum zu Worms, 7. Jh.
Nach Muth, Stilprinzipien der primitiven Tierornamentik, Fig. 370.

unserer Wappentiere, ihre verhältnismäßig typische Form behalten, um dann in der Stauferzeit einen Übergang durchzumachen (vgl. Abbildung 7 und 8), in dem die volle Form der Wirklichkeit zwar noch nicht ganz erreicht, aber doch so weit gefördert ist, daß sie mit dem Eintreten des Reformationszeitalters voll erblühen kann. Übersieht man diesen Verlauf, so kann man wohl davon reden, daß in einer frühen Zeit des Mittelalters, seit dem 7. und 8. Jahrhundert, die typische Wiedergabe einzelner Gegenstände in der Natur, zunächst des Tieres, dann aber auch der Pflanze, erreicht

war, und daß dieser Zeit seit dem 12. Jahrhundert langsam eine andere folgte, in der die typische Wiedergabe schon so sehr nach dem Individuellen hinging, daß man sie vielleicht — um diesen Übergang zu bezeichnen — als konventionell benennen kann: bis mit dem 15. und 16. Jahr-

Abbildung 6.
Aus Lamprecht, Initialornamentik, Tafel 2b.

hundert die volle realistische Wiedergabe des Einzelgegenstandes folgte.

Der Ausdruck „konventionell" aber wird seine besondere Berechtigung namentlich dann erweisen, wenn wir uns fragen: wie denn nun in den abgelaufenen mittelalterlichen Perioden, vom 7. und 8. Jahrhundert an, von der bildenden Kunst, im besonderen in der Malerei, der Mensch behandelt worden sein mag.

Es ist schon ausgeführt worden, daß die ältere Kunst außer dem Linienspiel nur das Tier als Objekt male.ischer Betätigung kannte. Indes ganz selten kommen doch auch Versuche ornamentaler Wiedergabe 'es Menschen vor, meist aber nur in sehr späten Denkmälern, die dann gleichwohl beweisen, daß von einer eigentlichen menschlichen Auffassung der Figur des homo sapiens dabei schwerlich die Rede ist (s. Abbildung 5). Aber seit der Entwicklung der Typik in der Wiedergabe des Tiers und seit dem Auftreten der pflanzlichen Elemente wird die Darstellung des Menschen häufiger, und sie beginnt langsam der Natur verwandtere Formen anzunehmen: bis sich schließlich, in hohem Maße charakteristisch, in der Stauferzeit ein erstes Ideal der Wiedergabe des menschlichen Körpers entfaltet.

Gewiß kommen ja in der deutschen Kunst schon des 8. bis 10. Jahrhunderts zahlreiche menschliche Figuren vor. Allein das ist nur bei der Reproduktion antiker Vorlagen der Fall, und selbstverständlich können diese Reproduktionen für die Betrachtungsweise, die hier gepflogen wird, nicht in Betracht kommen, wenn sie auch gelegentlich einige Züge zur Fortentwicklung der autonomen nationalen Kunst geliefert haben mögen (vgl. Abbildung 18). In unserem Falle der ersten künstlerisch regelmäßigen Wiedergabe des Menschen in der staufischen Kunst liegt indes ein solcher Zusammenhang schwerlich oder nur in ganz geringfügigen Zügen vor. Denn das Ideal der menschlichen Gestalt, das wir hier wiedergegeben finden, ist, wie die verwandten Zeugnisse der Dichtung erweisen, ganz evident das der nichtantiken, nichttraditionellen, sondern in den wesentlichen Punkten heimatlich-ritterlichen Kultur. Versuchen wir dieses Ideal der menschlichen Gestalt zu charakterisieren, so werden wir sagen, daß es etwas eigentümlich Anmutiges, weiblich Läßliches hat, daß es scheint, als wenn in dem Körper

Abbildung 7.
Aus einem Wiener Physiologus.

die Energie des Zusammenhaltens der Gelenke nicht betont sei, daß die Gestalten nicht selten in der Darstellung ihrer übertriebenen Schlankheit und ihrem Zug überhaupt zum Vertikalen gleichsam etwas ins Überirdische hineingeraten (s. Abbildung 19, 20). Es ist nicht ohne Bedeutung, daß dieser Kunst fliegende Figuren von Engeln oder des zum Himmel fahrenden Christus ganz besonders gut gelingen.

Zu einem eigenartigen Ergebnis gelangt man dann weiterhin, wenn man diese Figuren mit der Mode der staufischen Zeit vergleicht, so wie sie uns aus einzelnen Handschriften, die fast Modejournaltypen enthalten, bekannt ist (vgl. Abbildung 21). Da ergibt sich, daß diese Züge, die man in Dichtung und Sitte verfolgen kann, auch in der gesellschaftlichen Auffassung der Zeit herunter bis zum Kleiderschnitt wiederkehren. Dementsprechend wird man hier von einer höchst einheitlichen, aber noch durchaus konventionellen Kunst sprechen können.

Von höchstem Interesse ist es, die bisher geschilderte Entwicklung nochmals an der Geschichte des Porträts und an dieser zugleich noch weiter zu verfolgen. War in all den abgelaufenen Zeitaltern, die wir bisher kennen gelernt haben, ein Bildnis überhaupt möglich? Man wird die Frage von vornherein verneinen. In der Tat haben wir aus dem ersten Jahrtausend unserer Geschichte nichts dergleichen (vgl. Abbildung 22, 23), abgesehen von einigen mehr oder minder oberflächlichen Porträts des karolingischen Herrscherhauses, die entwicklungsgeschichtlich dem Ausgang der antiken Kunst angehören. Das 10. bis 13. Jahrhundert, in dem wir die Entwicklung des deutschen Bildnisses am besten an den Köpfen der deutschen Kaiser verfolgen können, ergibt, daß man in der Gestaltung des Bildes über einige typische Züge, richtige Wiedergabe des Bartes u. dgl. kaum hinausgelangte (s. Abbildung 24, 25), wenn auch einige bis ins

Abbildung 8.
St. Gallen, Cod. 1020, S. 150, 13. Jh.

einzelnste gehende Untersuchungen in jüngsten Zeiten gezeigt haben, daß die Absicht, mehr zu geben, vorhanden war. Noch in der frühstaufischen Zeit sind Porträts selten, ja kaum vorhanden (s. Abbildung 26). Was wir in dieser Beziehung z. B. von Friedrich Barbarossa haben, überbietet nicht viel den Typus, wenngleich es bei dem hervorragendsten Bildnisse des Kaisers, der Cappenberger Büste, gelungen ist, die vornehme Feinheit und das verbindliche Wesen des Kaisers verhältnismäßig lebendig wiederzugeben und auch die Tatsache, daß der Kaiser von kleiner Statur war, unwillkürlich durchscheinen zu lassen. In der späteren staufischen Zeit, wie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steigt auch die Fähigkeit zur Wiedergabe des Porträts (Abbildung 27), und in dem leider stark zerstörten Grabstein König Rudolfs von Habsburg hat die deutsche Kunst wohl ihr erstes wirkliches Porträt besessen (vgl. dazu Abbildung 28). Freilich, welches Objekt für eine künstlerische Betätigung: dieser abgehärmte langgezogene Kopf mit seiner gedehnten Adlernase, dazu die charakteristische Mund- und Lippenbildung der früheren Habsburger. Immerhin, die wichtigsten Züge der Gesichtsbildung sind da, und um wenige Jahrzehnte später ist die Fähigkeit zu ihrer Wiedergabe, wie eine

Reihe von anderen Denkmälern beweisen, ziemlich verbreitet (vgl. z. B. Abbildung 29). Dabei bleibt dann aber der Hauptsache nach das Porträt des Mittelalters auch stehen. Man gelangt immer mehr in den Besitz äußerer Formen, man gibt sie mit immer stärkerer Sicherheit wieder, man kombiniert aus ihnen das Porträt und kommt dabei im Falle starker Meisterschaft zur unbewußten Wiedergabe auch der inneren Eigenschaften. Im ganzen aber ist es doch nur die Reproduktion des Äußeren, die erreicht wird, und entwicklungsgeschichtlich wird die Höhe jener naturalistischen Kunst, welche den individualisierten Blumenteppich des spätmittelalterlichen Altarbildes schafft und wohlbeobachtete Tiere den Gemälden und Randbordüren der großen Andachtsbücher einverleibt, auch im Bildnis nicht übertroffen (für die weiter fortschreitende spätere Entwicklung vgl. Abbildung 30).

Nach alledem mag von manchem Leser die Frage aufgeworfen werden, ob denn in dieser Zeit schon Szenenbilder oder gar Landschaften Eigentum der deutschen Kunst gewesen seien.

Da ist nun die Szenenkunst sehr früh erreicht worden, so früh, wie heute Kinderhand die Wiedergabe ganzer Szenen versucht. Aber freilich, die erhaltenen Denkmäler, soweit in ihnen nicht antike Überlieferung reflektiert, sind wahrhaft grausame Denkmäler der Kunst. Es fehlt an jedem Verständnis der Tiefenwirkung, so daß von Perspektive überhaupt kaum gesprochen werden kann (Abbildung 31, 32); ganz nach Kinderweise wird die Tiefe in die Höhe gezogen: kurz, wir stehen vor einem Nichtkönnen, das sich seiner noch nicht einmal bewußt geworden ist. So ist es klar, daß auch die Landschaft dem nationalen Empfinden dieser Zeit noch völlig unzugänglich sein wird. Denn nicht nur, daß zur Möglichkeit der Wiedergabe der Tiefe durch Linearperspektive fast jedes Mittel fehlt, sogar

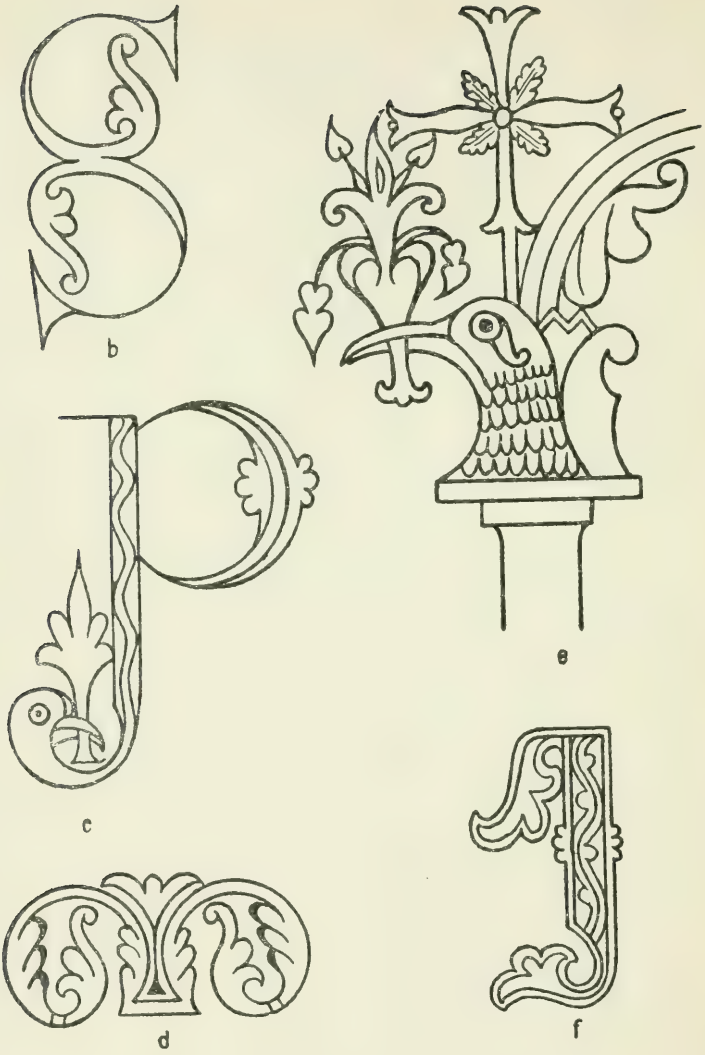



Abbildung 9.
Aus Lamprecht, Initialornamentik, Tafel 12.

die Wiedergabe der Lokalfarbe und erst recht des Verblauens und damit die erste Anwendung luftperspektivischer Mittel versagen wenigstens in den Anfängen der mittelalterlichen Zeit gänzlich. In deutschen Bildern des 9. und 10. Jahrhunderts wird man noch mit Erstaunen purpurrote Erde, goldene Bäume und grünen Himmel oder dergleichen finden können. Nicht nach naturalistischen Motiven, sondern nach einer ornamentalen Geschmackspalette, in der vor allem Schwefelgelb und Zinnoberrot eine Rolle spielen, werden die Farben verteilt. Allmählich stellen sich dann freilich die Lokalfarben ein, und man darf vielleicht sagen, daß sie seit der Stauferzeit immer mehr in den Vordergrund treten; und am Ende des Mittelalters sind hervorragende Künstler sogar bis zur elementaren Kenntnis luftperspektivischer Wirkungen gelangt, wenn auch um die Mitte des 15. Jahrhunderts statt eines blauen Himmels noch gern ein goldener, womöglich besät mit allerlei aufgesetzten plastischen Sternen, gefertigt wird.

Unter diesen Umständen konnte die Landschaft des 12. und 13. Jahrhunderts kaum etwas anderes sein, als eine bunte Komposition aus Elementen der Pflanzenornamentik (s. Abbildung 12a und 12b), und ihre Farben, wie sie sich nur auf die Umrisse dieser Elemente beziehen konnten, waren die herkömmlichen eben wiederum dieser Ornamentik, mennigrot, hellblau und schwefelgelb.

In der Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts allerdings regt sich dann schon stark und stärker der Fortschritt, sowohl in der richtigen Wiedergabe der perspektivischen Vertiefung von Szenen (s. Abbildung 13, 14, 33, 34, 35, dazu 36), wie in der Bewältigung des Landschaftlichen selbst in einer anfänglichen Luftperspektive, in der die tastenden Versuche im Laufe des 15. Jahrhunderts immer reichlicher werden. Es traten damit diejenigen Konstellationen einer bildenden Phantasietätigkeit ein, die wir in dem Auftauchen eines

neuen Zeitalters an der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert voll bewundern können.

Soll man dieses neue Zeitalter charakterisieren, so wird man zu sagen haben, der volle Naturalismus der Wiedergabe des Einzelgegenstandes sowohl in seinen festen Umrissen als in der Bewältigung der Lokalfarbe sei erreicht. Das isoliert Individuelle, welcher Art es auch sei, kommt für

Abbildung 10.
München Hofbibl., Cod. lat. 11327, Bl. 105 v., 10—11 Jh.

Abbildung 11.
Aus einer Münchner Hs.; 12. Jh.

sich und aus sich allein heraus bewältigt zum vollen Ausdruck. Allein darüber hinaus geht grundsätzlich, wenigstens anfangs, die Fähigkeit der malerischen Wiedergabe der Außenwelt noch nicht. Es werden zwar allmählich alle Mittel der Tiefenwirkung, soweit sie in der Linearperspektive gegeben sind, gewonnen, ja man erreicht in deren Durchbildung, namentlich in der Fähigkeit der Verkürzung menschlicher Körper, im Laufe der nächsten Jahrhunderte, be-

sonders im 17. und im 18. Jahrhundert eine unbestrittene, heute kaum noch gepflegte Virtuosität. Nicht minder sind, wie schon bemerkt, die Anfänge der Luftperspektive bekannt, mindestens das Verblauen der Objekte in weiter Entfernung wird beachtet, wenn auch die Farben sehr häufig in viel zu tiefen, nicht selten ins Grünliche hinein gehenden Schattierungen zur Geltung gelangen. Daneben ist über den Lokalton hinaus auch schon die Wiedergabe der Lichtreflexe auf Einzelgegenstände erreicht, wenn diese aus der Umgebung voll heraustreten. Aber wie merkwürdig werden diese Reflexe noch längere Zeit hindurch gemalt: entweder in der einfachen Vertönung nach Weiß oder Gelb hin oder gar in der Aufhöhung der belichteten Teile durch die Komplementärfarben, also bei Blau in Gelb usw. Mit alledem verbindet sich dann ein sehr ursprünglicher, anfangs auf starken Farbenkontrasten, später auf dem Gegensatz prekärer Farbenstimmungen beruhender Kolorismus, wie er z. B. in hohem Grade die Verfallszeiten der Kölnischen Schule des 15. Jahrhunderts kennzeichnet. Aber aus alledem und darüber hinaus wächst doch schließlich die Szene, wächst die Landschaft empor. Dabei behält die Landschaft noch lange etwas Unbehilfliches. Nach Art der Kulissen unserer Theaterbühne in drei Gründe, einen Vorder-, Mittel- und Hintergrund zerlegt, weist sie für diese typische Farben von Braun, Grün und Blau auf und erscheint somit nur als ein schematischer Reflex der Wirklichkeit. Die eigentliche Bühne des Fortschritts wird die Szene, soweit sie der Innenraum umfaßt. In ihrem Bereich zuerst sieht man bewußt das Licht, sei es das stahlharte silbergoldige der Sonne, sei es das mildgrünliche des Mondes. In dieser Richtung bewegen sich die naturalistischen Anstrengungen der großen niederländischen Schule des 17. Jahrhunderts, die wir noch vollen Grund haben, der deutschen Entwicklung einzuordnen, bis sie in

der entwicklungsgeschichtlich auf gleichem Niveau stehenden Kunst von Rubens und vor allem von Rembrandt ihre volle Höhe erreichen. Auf dieser Grundlage der Entwicklung des gebundenen oder spezifisch geführten Lichts steht denn auch die Landschaft dieser Zeit. Sehr selten sind solche belichtete Landschaften, wie sie noch die verhältnismäßig naive Kunst in dem Flandern des 15. Jahrhunderts versucht hatte; vielmehr erscheinen jetzt die Landschaften bewölkter Himmel mit der nur an einer Stelle durchbrechenden Sonne wie große Innenräume, die von einer einzigen Stelle aus beleuchtet werden. Das ist die Landschaft Ruisdaels und Hobbemas, und nicht anders sind die im übrigen in der Wiedergabe von rascheren Impressionen, wie z. B. der Wellenbewegung, noch recht unbehilflichen Marinen gekennzeichnet. Immerhin, es ist die Kunst einer neuen Zeit, die nur das einzelne voll erfaßt, klar an seinen Ort stellt und ihm das Leben der Umwelt, wenn auch noch unter erkünstelter Lichtführung, einhaucht. Es ist eine Kunst, der wir auch heute noch direkt unmittelbare Sympathie entgegenbringen, es ist die Kunst schon neuerer Zeiten.

Über sie hinaus haben wir in der Entwicklung der Malerei der europäischen Völker, insbesondere der Engländer und der Franzosen, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erneute Fortschritte erlebt, die freilich in Deutschland auf längere Zeit nur in schüchternen Versuchen Parallelen fanden, um einer längeren Verzögerung der Entwicklung Platz zu machen, aus der dann unsere nationale Kunst der 70er und 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts kraftvoll hervorging. In diesem neuen Zeitalter handelte es sich darum, über das künstlich geführte Licht hinaus nun den vollen Eindruck des natürlichen Lichts und der flimmernden Impressionen wiederzugeben, in welchen die Gegenstände unter diesem Eindruck stehen. Die Freilichtmalerei mit allen ihren um-

gestaltenden Eingriffen kam herauf, und mit ihr verschob sich der Charakter der künstlerischen Landschaft des Innenbildes, wie selbst des menschlichen Bildnisses. Doch davon ist hier nicht weiter zu reden; es hieße von Dingen sprechen, die den Zeitgenossen als eigenes Erlebnis bekannt sind.

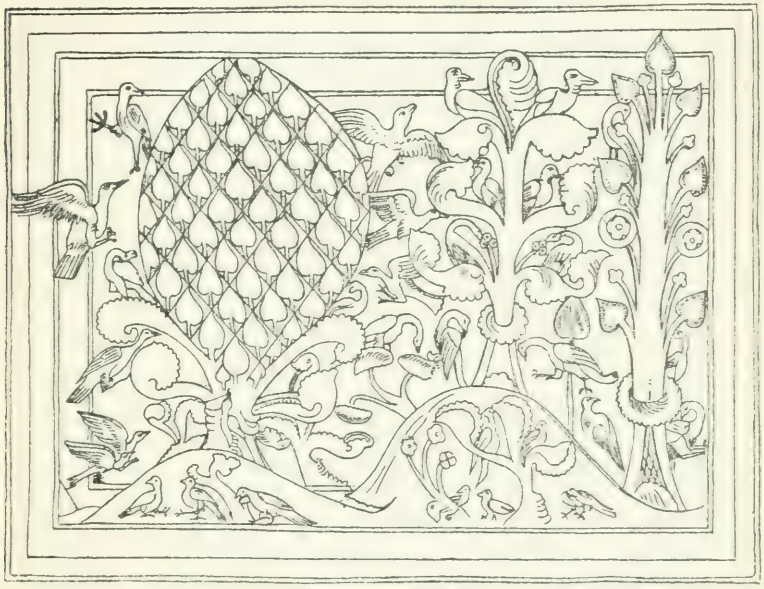


Abbildung 12a.[1]

München Hofbibl., Hs. der Carmina Burana, Cod. lat. 4660, Bl. 64 v., s. auch die Ausgabe von Schmeller (4. Aufl.) S. 196.

Dazu gehört das folgende Frühlingslied:

Diu werlt fröut sih uber al
gegen der sumerzite;
aller slahte vogel schal
horet man nu wite;
dazu blumen unde chle
hat diu heide vil als e,
grune stat der schöne walt:
Des suln wir nu wesen balt.

Überschauen wir jetzt den gesamten Entwicklungsgang der Malerei innerhalb der deutschen Kunst, so werden wir finden, daß einer Urzeit des Symbolismus, deren Einzelverlauf aus der deutschen Überlieferung vielleicht noch nicht völlig charakterisiert werden kann, ein Mittelalter folgte, in dem zunächst nur die typische Wiedergabe des einzelnen Gegenstandes, dann in späterer Zeit auch die konventionelle erreicht wurde, bis neue Zeiten ein Zeitalter der individualistischen und impressionistischen Wiedergabe heraufbrachten.

Verfolgen wir dann aber weiter die Entwicklung der Phantasietätigkeit auf einem anderen Gebiete, einem der darstellenden Kunst, etwa der Dichtung, so werden wir sehr rasch verwandte Erfahrungen machen. Schon wenn wir uns die größte Spannung vergegenwärtigen, die sich innerhalb der Überlieferung der deutschen Dichtung erkennen läßt, sehen wir, daß die Maximalkontraste dieselben sind wie auf dem Gebiete der bildenden Kunst. In der ältesten Zeit können wir noch einen Symbolismus der Darstellung wahrnehmen, in dem der Dichtende fast mit der Wiedergabe des dichterischen Gegenstandes zusammenfällt. So wissen wir von einer urzeitlichen Anrufung um Regen, in der die jungfräuliche Erde, durch eine jugendliche Mädchengestalt dargestellt, selbst um die Befruchtung des Himmels bat. So fällt auch in der Erzählung noch die Gestalt des Vortragenden fast mit den Gestalten, von denen erzählt wird, zusammen. Dementsprechend ist die Darstellung unter ungefährer Heranziehung der uns geläufigen Vorstellungen beinahe dramatisch zu nennen. Noch in dem viel späteren Zeiten angehörigen, wenn auch in unserer Überlieferung ältesten Stück, dem Hildebrandliede, erfolgt der Vortrag der Erzählung fast in Rede und Gegenrede, sozusagen mit verteilten Rollen. Dementsprechend müssen wir uns das Handeln des

Dichtersängers als äußerst lebendig vorstellen; als Dolmetscher, ja als Vertreter des Berichteten stand er vor dem Hörer.

Wie anders die Darstellungsweise in den Wirkungsmitteln der heutigen Kunst! Nicht minder als auf dem Gebiete der Malerei sind sie impressionistisch-subjektivistisch. Die

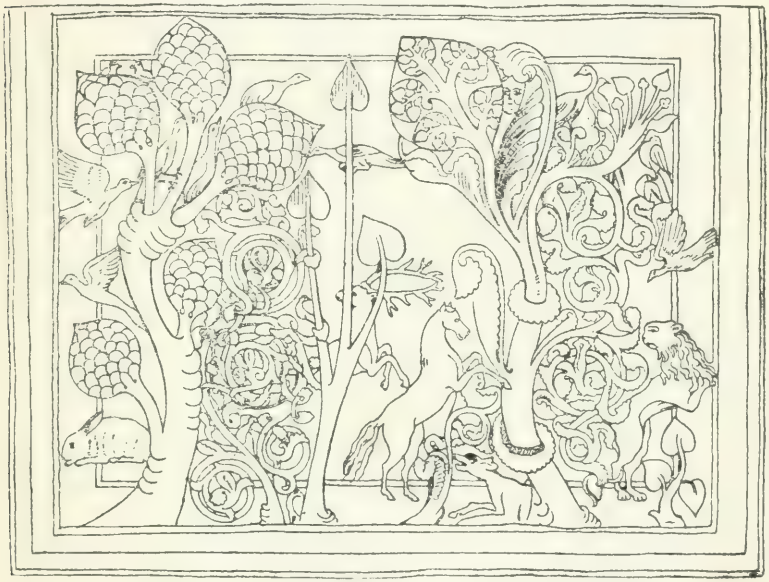


Abbildung 12b.
München Hofbibl., Hs. der Carmina Burana, Cod. lat. 4660, Bl. 64 v., s. auch die Ausgabe von Schmeller (4. Aufl.) S. 197.

Haltung der Dichtung eben des heutigen Zeitalters ist an sich objektiv. Hart werden die Einzelvorstellungen nebeneinandergestellt. Alles aber wird erwartet von der lebendigen Teilnahme, ja von dem persönlichen Eintreten in die Situationen des Gedichtes nicht so sehr seitens des Vortragenden als des Lesers oder Hörers, und jedes Mittel wird angewandt, um diesen zum schöpferischen Nacherleben jeder Stimmung

zu veranlassen, aus der der Dichter ursprünglich geschaffen hat. So sind Symbolismus und Subjektivismus die äußersten uns bekannten Pole im Verlaufe der deutschen Dichtung, und zwischen ihnen ordnen sich, naturgemäß im Sinne eines analogen Ablaufs zur Geschichte der bildenden Kunst, die anderen Zeitalter ein.

Wollen wir den damit gegebenen Verlauf noch einen Augenblick verfolgen, so geschieht das nach Maßgabe des für Deutschland zur Verfügung stehenden Quellenmaterials in älterer Zeit am besten an der Hand des Epos, wie denn vielleicht auch das Epos für diese Zeit neben der in allen Zeitaltern blühenden Lyrik besonders charakteristisch gewesen sein mag. Wir können da sehen, wie über die letzten symbolischen Formen mit ihrer Folgeerscheinung einer überaus straffen, fast dramatisch geschürzten Epik allmählich Formen herauswachsen, in denen eine breitere Schilderung Fuß faßt. Diese Schilderung, wie sie ausgesprochen aus dem anekdotischen Epos hervorging, von dem uns schöne Fragmente und Andeutungen im ersten Buche von Widukinds Sachsengeschichte erhalten sind, weist Gestalten auf, die in unverkennbarer Analogie zu der typischen Kunst der Malerei in den Zeiten der entwickelteren Tier- und der emporblühenden Pflanzenornamentik stehen. Die Helden dieser Erzählungen sind noch nicht Individuen in unserem Sinne, sondern tragen die typische Erscheinung des Fürstenideals, des Heldenideals, des Ideals dienender und herrschender Stände der Zeit, und auch da, wo sie deutlich und mit Namen dem Verlaufe der geschichtlichen Ereignisse entnommen sind, weisen sie nicht deren konkrete Züge, sondern das Wesen einer typischen Veranlagung und eines typischen Hergangs ihrer Handlungen auf. Gehen wir aber von da weiter in die Entwicklung unserer Epen hinein bis zu den breiten und schönen Formen, in denen uns die Dichtungen der Staufer-

zeit und teilweise auch noch des 14. Jahrhunderts vorliegen, so finden wir, daß diese typischen Formen konventionell erweicht werden, wie die Darstellung des konventionellen Gesellschaftslebens der ritterlichen und hohen Kreise alles andere überwuchert, und wie sich die dichterische Vorstellung der Charaktere diesem Konventionalismus fügt. Betrachten wir Prachtausgaben dieser Epen aus der Zeit selbst, in denen sich die sprachliche Darbietung des Textes mit reicher Illustration vereinigt, so stehen wir unter dem Eindruck einer in jedem Betracht homogenen und stilvollen Kunst; so sehr greift der innerste Sinn der Erzählung und der bildenden Darstellung ineinander. Inzwischen freilich, seit dem 14. und 15. Jahrhundert, steigen andere Zeiten empor. Der kommende Individualismus regt sich leise in Formen, deren Untersuchung unter den hier angedeuteten Gesichtspunkten literargeschichtlich wohl reichlich fördern würde. Was aufkommt, das ist die scharfe Erkenntnis menschlicher Eigenart[1] und jenes Innenlebens, auf das alle Dichtung letzten Endes gestellt ist. Deutlicher als bisher werden Gefühle und Stimmungen, Affekte und Charaktere umrissen, und indem das Bedürfnis, das Individuum zu erfassen, immer dringlicher hervortritt, unterliegt man anfangs der Gefahr der Übertreibung. So ist es die teilweise recht unbehilfliche Satire des 14. und 15. Jahrhunderts, die hier vorwärts weist. Ausgehend von der einfachen Typisierung so allgemein bekannter Charakterunterschiede, wie derjenigen der deutschen Stämme, des Schwaben, Bayern usw., fortschreitend zur humoristischen Charakteristik der Bürger einzelner Städte und der sozialen Handlungen einzelner Berufszweige, namentlich des Handwerks, gelangt sie schließlich im 15. Jahrhundert in den Besitz der Fähigkeit, auch tiefere seelische Komplikationen

[1] Siehe dazu unten die Charakteristik Kunos von Falkenstein im Verhältnis zu seinem Porträt (Abbildung Nr. 29).

zu erfassen und in so scharfen Bildern zu verarbeiten, wie sie Sebastian Brants „Narrenschiff“ darbietet. Und schon entwindet sich den Wehen der Reformationszeit die volle persönliche Satire: auf Brant folgt Murner. Freilich die Formen sind noch roh; nicht vergebens war St. Grobianus der Spezialheilige des 16. Jahrhunderts.

Von dem damit gegebenen Ausgangspunkt wird man

Abbildung 13.
München Hofbibl., Cod. lat. 935, Bl. 1 v., 12.—13. Jh.

noch am ehesten die Überlieferung der primitiven Dramatik, die uns aus dem 14. und 15. Jahrhundert erhalten ist, zu schätzen wissen. Es geht da greulich unflätig zu; die Zahl der dramatischen Typen ist gering und in ihrer Durchbildung nur einer Masse von Marionetten gleich zu achten. Erst langsam werden die einzelnen Personen so auf die Beine gestellt, daß sie ein paar Schritte wirklichen Lebens über den Bühnenraum zu tun gewiß scheinen. Und erst Hans Sachs übt im Verlaufe seines langen Lebens immer vollkommener die Kunst wenigstens der kontrastierenden Charakteristik verwandter Naturen. Gleichwohl, welcher Fortschritt! Und

ziehen wir in die Entwicklung der deutschen Dichtkunst noch die der niederländischen hinein, so könnten wir, auch wenn wir von der lyrischen Dramatik Vondels absehen, doch von der Posse des großen niederländischen Kulturzeitalters behaupten, daß sie einzelne Figuren mit nicht minderer Sicherheit in die grelle Umwelt ihrer Umgebung zu stellen wußte, wie Rembrandt seine Gestalten in die Reflexe künstlichen Lichtes.

Dann aber, mit dem Ambiente des natürlichen Lichts in der bildenden Kunst, mit jenen ersten Versuchen der vollen Wiedergabe der umspielenden Fluten voller Sonnenwirkung, wie sie schon ein Graff versucht hat, und wie deren Wiedergabe Runge vorschwebte, naht sich auch in der Dramatik, und das heißt nunmehr in der führenden Gattung der Poesie, der Umschwung zum psychischen Drama. Wir alle wissen, wie er sich in den großen Schöpfungen Goethes von den ersten Faustfragmenten über die Iphigenie hin bis zum Tasso vollzogen hat: in der Verinnerlichung der Handlung, in der tiefen Durchdringung der einzelnen Personen des Dramas mit dem Ganzen der Handlung, mit der Herstellung eines gleichsam unbewußten und doch auf die schöpferische Einbildungskraft des Hörers lebendig wirkenden Hintergrundes. Es ist die Dichtung schon der Gegenwart, die in den neuen Zeiten des vollendeten Impressionismus nur eine raffinierte Steigerung der Illusionsmittel, wie sie namentlich Ibsen herbeiführte, noch weiter gewonnen hat.

Wird es nun nötig sein, für die Entwicklung der Dichtung neben den eben gegebenen Bemerkungen, die sich wesentlich auf Epos und Drama beziehen, auch noch die Lyrik voll einzuspannen? Ich denke, kaum. Schon die wenigen Bemerkungen über die psychische Spannung zwischen urzeitlicher und moderner Lyrik ergeben, was hier zu sagen wäre.

Halten wir aber das auf diese Weise skizzierte Bild von der Entwicklung der Dichtung neben dasjenige von der Entfaltung der bildenden Kunst, so springt der innere Paralle-

Abbildung 14.
München Hofbibl., Cod. lat. 14159, Bl. 1 r., 12. Jh.

lismus unverkennbar hervor. Aber auch die Identität der zeitlichen Periodenbildung ist innerhalb der Grenzen, welche für kulturgeschichtliche Zeitalter zugelassen werden müssen, vollkommen.

Nun aber handelt es sich bei der Darstellung der Ent-

wicklung der bildenden Kunst wie der Dichtung nicht so sehr um diese noch mehr äußerlichen Verlaufsformen der Kultur, sondern, wie sich schon aus den zugrunde gelegten Prinzipien ergibt, vielmehr um die Phantasietätigkeit und das Gefühlsleben, das in dieser Form sich ausdrückt. Die Entwicklung der soeben dargestellten Zweige der Kultur stellt also die Entfaltung zweier wichtiger Teile des nationalen Lebens als solchen dar. Von dieser Seite her betrachtet fordert sie ohne weiteres zum Verfolge noch einiger anderer Seiten dieses Lebens auf, die einem ganz anderen Zusammenhange angehören, dem religiösen z. B. oder dem sittlichen oder dem wirtschaftlichen.

In der Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens, wie in der Wirtschaftsgeschichte anderer Völker, ist bisher der Regel nach eine Periodisierung von Prinzipien aus versucht worden, welche wesentlich oder ausschließlich den Theorien der nationalökonomischen Wissenschaft angehören. Der Vorgang ist sehr begreiflich. Er entspricht nur dem, was seinerzeit gelegentlich der Entstehung der Rechtsgeschichte und anfangs auch gelegentlich derjenigen der Kunstgeschichte, wo die Ästhetik in Betracht kam, geschah. Die Vertreter der entsprechenden Disziplinen der Gegenwart bemächtigten sich mehr oder minder der Erforschung auch der Vergangenheit und hatten dann ganz insbesondere mehr als die parallel arbeitenden reinen Historiker das Bedürfnis, von dem Standpunkte der Gegenwart aus die Entwicklung der Vergangenheit zu übersehen: wie aber hätten sie diese nach anderen Prinzipien disponieren und in Perioden unterscheiden sollen als nach denen, welche ihnen die systematische Behandlung des entsprechenden Gegenstandes in der Gegenwart zutrug? Und so sind es denn auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiete Periodisierungen nach den großen Einteilungsprinzipien der Nationalökonomie, nach den Fragen der

Gütererzeugung, der Güterverteilung und des Güterverbrauches gewesen, welche vornehmlich für die Periodisierung auch der deutschen Entwicklung in Betracht kamen.

Nun versteht sich aber von selbst, daß dergleichen Periodisierungen, für die systematisierenden Wissenschaften der Gegenwart und der Praxis recht brauchbar oder wenigstens sehr bequem, für eine historische Betrachtung von vornherein

Abbildung 15.
Kalenderbild, Mai; München Hofbibl., Cod. germ. 32, Bl. 7 v.

den großen Fehler haben, daß sie Kategorien anwenden, welche in dieser Form eben nur für das Wirtschaftsleben der Gegenwart, dem ja auch ihre gedankliche Durchdringung verdankt wird, in Frage kommen können, weil sie mindestens zunächst nur für diese Gegenwart geschaffen worden sind. Der Historiker, wenigstens soweit er über den bloßen Bereich des Wirtschaftslebens hinaussieht, wird ganz andere Gesichtspunkte für die Periodisierung des Wirtschaftslebens suchen. Für ihn liegt auf der Hand, daß diese Gesichtspunkte nur psychologischen Charakters sein können. Denn auch das

Wirtschaftsleben ist nichts als ein Teilverlauf der gesamten Psychogenese, und eben deshalb kann es einer Verlaufsdarstellung aus anderen als psychologischen Gesichtspunkten nicht unterzogen werden. Nun ist aber die eigentliche Seele des Wirtschaftslebens in der Bedürfnisempfindung und in dem Trieb oder Willen, das empfundene Bedürfnis zu befriedigen, gegeben. Geht man von diesem Fundamentalmotiv, das alle Zeitalter umfaßt, in gleicher Weise aus, so ergibt sich alsbald eine sehr einfache Periodisierung jedes nationalen und so auch des deutschen Wirtschaftslebens, die freilich, wie nicht anders zu erwarten, vielfach mit den Periodisierungen der nationalökonomischen Wissenschaft übereintrifft. Denn es wäre schlimm, wären diese dem psychologischen Kerne der Wirklichkeit gänzlich ferngeblieben.

Verfolgen wir nach diesen allgemeinen Auseinandersetzungen den Verlauf des deutschen Wirtschaftslebens durch die in der Überlieferung wohl erhaltenen Jahrhunderte[1], so ergibt sich folgendes Bild:

In den ältesten Zeiten, in die uns die Überlieferung nur in unsicheren Spuren hineinführt, finden wir die wirtschaftliche Bedürfnisbefriedigung noch durchaus an die Natur und zwar in der Weise gebunden, daß zwischen dem auftretenden Bedürfnis und dessen Befriedigung eine verhältnismäßig geringe Zeit liegt. So ist es vor allen Dingen die Jagd, deren Erträgnisse die nationale Nahrung ausmachen, daneben der Gewinn aus Viehzucht, Rinderzucht und vornehmlich wohl Schweinezucht; wenigstens gilt das letztere von den mehr seßhaften Teilen des Volkes. Im ganzen handelt es sich mithin um Tätigkeiten, die der Natur unmittelbar abnehmen, was sie darbietet, und die dementsprechend auch die Natur

[1] Vgl. das Genauere, auch zur Begründung der wirtschaftsgeschichtlichen Gesamtauffassung, in Lamprecht, Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart, Band I, S. 10ff.

da aufzusuchen veranlassen, wo sie ihre Gaben bereithält. So ist es ein noch nicht seßhaftes, noch viele nomadischen Züge aufweisendes Leben, das das wirtschaftliche Dasein der Nation beherrscht. Dem entspricht auch die Art der Arbeit, rasch zu schaffen, wenn der Bedürfnistrieb und die Gelegenheit zu seiner Befriedigung da ist; das ist noch germanische Art zu Tacitus' Zeiten. Langfristige Erwägungen auf wirtschaftlichem Gebiete anzustellen und Erträgnisse nach Monaten oder gar Jahren zu erwarten, gilt als abnorm, als für Männer unfein und als im Grunde überhaupt ungermanisch. Es sind Sitten, die seit dem 2., 3. oder 4. Jahrhundert nach Christus einem ganz anderen Dasein weichen müssen. Nun ist der breite Lebensspielraum, den sich die Germanen nach Süden und Westen jenseits ihrer ursprünglichen Grenzen denken durften und dachten, durch die Okkupation Galliens und großer Teile Germaniens seitens des römischen Imperiums aufs fühlbarste verengt. Die Welt zieht sich zusammen, und bei steigender Bevölkerung heißt es auf begrenztem Boden auskommen. Dagegen gibt es freilich noch ein radikales Mittel, die Auswanderung; und die Jahrhunderte der Völkerwanderung zeigen, bis zu welchem Grade von ihm Gebrauch gemacht wurde. Aber die Angehörigen germanischer Stämme, die daheim blieben oder auf dem jetzt heimatlichen Boden der Nation sich einfanden, mußten mit dem vorlieb nehmen, was ihnen eine harte Natur unter veränderten Verhältnissen darbot. Der Übergang zum Ackerbau, früher wohl vielfach nur ein Luxus der Reichen, für den durch Sklavenhände gefront werden konnte, wurde jetzt für alle notwendig, und die Nation wurde seßhaft. Gleichzeitig damit aber erfuhren die wirtschaftlichen Bedürfnisse eine vollkommene Wandlung. Der Ackerbau ist an die Jahreszeiten und an die Rotation des Sonnenjahres gebunden. Nur eine Ernte stellt innerhalb dieses Zeit-

bereichs der germanische Boden zur Verfügung, und so gilt es, für sie zu arbeiten und von ihr zu sparen. So werden weitschichtigere Erwägungen, als sie jemals früher in Germanien durchschnittliche Wirtschaftsregel gewesen sein mögen, nötig, um auch nur die gröbsten wirtschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Gedanke des Sparens in seinen primitivsten Formen tritt auf, und zugleich begrenzt

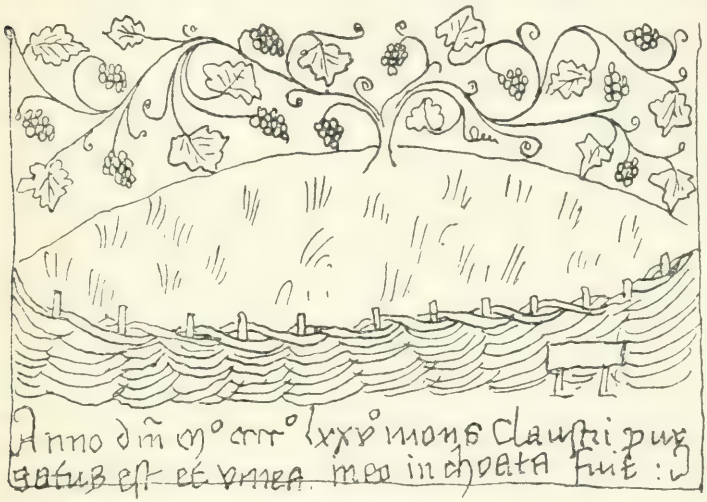


Abbildung 16.
München Hofbibl., Cod. lat. 7201, fol. 18 r.

sich der Horizont der wirtschaftlichen Bedürfnisse nur zu leicht auf die Bedürfnisse der engsten Heimat. Indem man aber an diesen Boden und an diese Räume der Weide und des Waldes gebunden war und ihnen abgewinnen mußte, was diesem Leben nötig erschien, blieb nichts übrig, als zu gemeinsamer Arbeit zu greifen. Es ist ein immer wiederkehrendes Kennzeichen der Zeiten, in denen von irgendeiner menschlichen Gesellschaft neue große Naturkräfte in den Dienst menschlicher Zivilisation gezwungen werden

daß diese Aneignung anfangs nur viribus unitis erfolgen kann, andernfalls würde man der Übermacht der Naturkräfte noch erliegen. So sind noch im 19. Jahrhundert die neuen großen Kräfte des Dampfs und der Elektrizität, wie andere große Agenzien der Natur, nur durch den Kapital- und Arbeitszusammenschluß der Aktiengesellschaften gebändigt worden; so wäre das die Welt umspannende Verkehrswesen von heute nicht ohne große gemeinsame Unternehmungen zu seiner Durchführung denkbar; so ist schon das Handwerk groß geworden nur in der Zunft, in der alle Zunftbrüder die Rohmaterialien gemeinsam erstanden und gemeinsam zu Halbfabrikaten verarbeiteten. So hat auch der Germane des 5., 6. und 7. Jahrhunderts Flur und Feld nicht allein bebaut, geklärt und gerodet, und auch noch für die weitere Entwicklung der Flur war er der tätigen Mithilfe der Genossen in stark kommunistischer Bindung der genossenschaftlichen Betätigung sicher. So war denn die Bedürfnisbefriedigung, wie damit die Empfindung der Bedürfnisse und des Triebes, sie zu weiten, ebenfalls genossenschaftlich gebunden, im allgemeinen auf die heimatliche Flur beschränkt, und die Form des sogenannten autarkischen Wirtschaftslebens im primitiven Bauernhaus beherrschte das Feld.

Allein, wann hätte je in primitiven wie hochentwickelten Zeiten ein kommunistisches System lange vorgehalten? Besteht es in den Perioden hoher Kultur nur in der Phantasie, so ist es freilich in dem gebundenen Seelenleben der Urzeit weit eher realisierbar. Aber auch hier machen sich auf die Dauer die Unterschiede von Charakter und Talent, von Faulheit und Strebsamkeit in verschiedenen wirtschaftlichen Schicksalen ihrer Träger geltend. Mag ursprünglich die Verteilung von Grund und Boden so gleichmäßig gedacht sein wie nur möglich, die Zeit kommt, in der

Landarme und Landreiche entstehen und die kommunistische Lebensform der Wirtschaft einer anderen, einer organisatorischen, weichen muß. In der germanischen Welt mußten diese Unterschiede um so früher hervortreten, je mehr sie, bald stärker, bald geringer, in einstige römische Länder oder wenigstens Länder beträchtlichen römischen Einflusses

Abbildung 17.
Aus Tafelmalereien der Kölner Schule. 15. Jh., Museum Köln, Nr. 172, 174, 182.

eingebettet war. Schon im 6. und 7. Jahrhundert hören wir von landarmen und landreichen Leuten. Eine agrarische Aristokratie erwächst, und die Notwendigkeit drängt sich ihr auf, den vorhandenen Landbesitz in günstiger Weise zu entwickeln. Nun war dieser Landbesitz derart, daß er nicht latifundienmäßig in einem großen Stück zusammenlag: sondern, nach Lage und Besitz recht aus dem Fleiß

eines kommunistischen Zeitalters hervorgegangen, bestand er in vielen mittleren zerstückelten und weithin verstreuten Gütern. So hat z. B. die Abtei Prüm in der Eifel, also ein wichtiges Institut des geistlichen Adels, im 9. Jahrhundert, gegen dessen Ende wir ihre Wirtschaftsverhältnisse verhältnismäßig gut übersehen, einen verstreuten Besitz von bäuerlichen Gütern von dem Einflusse des Neckars in den Rhein bis hinab in die Gegend von Arnheim in Holland und weiterhin bis in die friesischen Gegenden besessen, und derselbe Besitz dehnte sich von Ost nach West über eine Reihe von Orten in der Gegend von Gießen bis ins Luxemburgische, um dann mit einer nicht genauer bekannten französischen Exklave in Anjou und Poitou zu enden. Wie war es nun möglich, ein so ausgedehntes agrarisches Eigentum zu nutzen? Es versteht sich, daß hier, wenn auch zunächst nur für die führenden Schichten, wirtschaftliche Bedürfnisfragen und Bedürfnislösungen auftraten, die zeitliche Spannungen von einer bisher gänzlich unbekannten Ausdehnung aufwiesen. Das Ergebnis der Lösung dieser Aufgabe war die mittelalterliche Großgrundherrschaft, eine sehr merkwürdige Bildung, die ohne ein wenigstens vorübergehendes Eingehen in die Sozialgeschichte kaum verständlich gemacht werden kann. Das Wesentliche des Großgrundbesitzes war zunächst, daß er beim Anbau nur in einzelnen Teilen genutzt werden konnte. Mithin war kein anderes System als das der Verpachtung durchzuführen. War nun aber in naturalwirtschaftlichen Zeiten eine Verpachtung in unserem Sinne denkbar? Hierzu hätte, da die Abgabe eines bestimmten Teiles des Erträgnisses als Pachtzins keineswegs genügte, die Möglichkeit der Zahlung eines Pachtschillings bestehen müssen. Nun gab es aber kein Geld. Da blieb nach Lage der Dinge nichts übrig, als an Stelle eines Pachtschillings einen Pachtlohndienst zu setzen. Damit aber waren

Abbildung 18.

Aus dem Codex Millenarius von Kremsmünster; Adahandschrift, herausgegeben von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Tafel 39.

zugleich mit dem Grund und Boden dessen Bearbeiter, die Pächter, persönlich gefesselt, und der Pachtlohndienst wurde zur Frone. Indem diese Kombination, die anscheinend unmöglich umgangen werden konnte, eintrat, wurde aus dem Großgrundbesitz eine Grundherrschaft und damit zu gleicher Zeit die Möglichkeit geschaffen, die an dieser Grundherrschaft klebenden Personen der Pächter, die nunmehr als Grundholde erscheinen, mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse, ja darüber hinaus auch die Personen mit Rücksicht auf die Herrschergelüste der Herren umfassend zu organisieren. So entwickelten die Grundherren im Dienste ihrer Grundherrschaft eigene Motive einer starken sozialen Abstufung der ihnen untergebenen personalen Kräfte. Über den Bauer trat der Meier als Einnehmer der Naturalzinsen und Beaufsichtiger der Pächter. Über die Meierhöfe traten auf wichtige Stellen der Grundherrschaft verteilte Gruppen höherer Dienstmannen mit ihren Höfen für den Transport der grundherrlichen Einnahmen nach den Residenzen des Grundherrn und zu Schutz und Wehr der grundherrlichen Leute, und über sie nochmals reckte sich am Hofe des Grundherrn eine Anzahl von Ministerialen, die den erweiterten Hausdienst des altgermanischen Großen versahen. Wenn nun aber dies alles eintrat, so braucht wohl nicht mehr geschildert zu werden, wie außerordentlich damit die Möglichkeit der Bedürfnisbefriedigung und zu gleicher Zeit die Spannung für die Durchführung dieser Bedürfnisbefriedigung wuchs. Auf Jahre konnte disponiert werden; ein nicht unbeträchtliches Rechnungswesen wurde nötig und durchführbar, und aus den Überschüssen der Grundherrschaft konnte ein schon zu verhältnismäßig hoher Blüte gedeihendes Handwerk entwickelt werden, dessen Tätigkeit bei immer stärkerem Gelingen in der Veredelung der Rohstoffe eine ganze Welt von neuen Bedürf-

nissen und Bedürfnisansprüchen entfaltete. Man sieht aber auch, wie an dieser Stelle das System schon über sich hinausging: den Zeiten der Naturalwirtschaft mußten die Zeiten der Geldwirtschaft folgen.

Nun wird es nicht nötig sein, die Entwicklung der Geldwirtschaft hier noch in gleich ausführlicher Weise zu verfolgen. Bei wachsenden Ersparnissen der Nation sehen wir, wie der Handel, seit dem 10. und 11. Jahrhundert langsam, aber stetig von Jahr zu Jahr fortschreitend, kostbare Stücke der Kleidung und des Hausgeräts und verwandte Dinge importiert. Wir sehen weiter, wie sich für die Befriedigung verwandter Bedürfnisse ein eigenes Handwerk auch nicht grundherrlichen Charakters, sondern freier Bildung einstellt. Wir können beobachten, wie sich für diese beiden Bewegungen in den Städten besondere Standorte ausbilden, wie das Bürgertum erwacht, und wie die Zeiten der ersten primitiven Zünfte und Gilden für Handwerk und Kaufmannschaft noch mehr oder minder kommunistischer oder sagen wir besser sozialistischer Geldwirtschaft einziehen. Dann sind es die Jahrhunderte des sogenannten späteren Mittelalters, die durch diese Formen der Wirtschaft beherrscht werden. Werfen wir auch hier wieder die Frage nach dem Charakter des Bedürfnisses auf, so bedarf es kaum noch der Bemerkung, daß schon durch die Einführung besondrer Standorte für eine arbeitsteilige Produktion des Volks die Bedürfnisse ungeheuerlich vermehrt und die Bedürfnisspannungen bedeutend erweitert werden mußten. Noch mehr gilt dies, als der Anteil des auswärtigen Handels an dem nationalen Wirtschaftsleben beträchtlich wuchs. Es war eine Bewegung von solcher Frische und Kraft, daß in ihr, da sie an verhältnismäßig wenige Standorte, an die Städte gebunden war, sehr bald enorme Ersparnisse hervortraten. Es begann, was man heute Kapitalbildung

zu nennen pflegt. Indem dieser Verlauf in den wichtigsten deutschen Städten teilweise schon im Ausgang des 14. Jahrhunderts, hauptsächlich aber im 15. Jahrhundert augenscheinlich wurde, traten schon Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung hervor, auf die an dieser Stelle nur deshalb nicht besonders eingegangen werden soll, weil sie in dem ungeheuren Zusammenbruch unserer Volkswirtschaft, der seit 1530 begann und sich um 1650 vollendete, einen vorzeitigen Untergang gefunden haben.

Der stetig sich fortsetzende Prozeß blieb doch der, daß auf die sozialistische Form der Geldwirtschaft die organisatorische des 15. bis 18. Jahrhunderts folgte.

Im ganzen hat das organisatorische Zeitalter der deutschen Wirtschaftsgeschichte im Verlaufe der Geldwirtschaft zwei Perioden durchgemacht: eine städtische und eine territoriale. Waren durchschnittlich die Wirtschaftseinrichtungen unserer Städte anfangs ganz von sozialistischem Geist durchtränkt, so tritt doch in dem engen Bereiche des bürgerlichen Lebens schon früh, den Zeitgenossen überall als etwas vollkommen Neues deutlich bemerkbar, seit dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts eine Bewegung in der Richtung auf Organisation ein. Die Zünfte öffnen sich dem Gegensatz von reich und arm; der Stand der Gesellen, der imperfekten Meister, die armutshalber es niemals zu einer vollen Stellung in der Zunft bringen, trat auf. Bald hören wir auch von industriellen Verlegern innerhalb der Zünfte, und schon erlebt man die Anfänge von zwischenstädtischer Koalition und handwerklichem Ausstand. Entsprechend den sozialen Wandlungen, wie sie die weitere Organisation der städtischen Wirtschaft hervorrief, und wie sie hier nur in dem einen Beispiel der Wandlungen der Zünfte geschildert werden können, erhielt auch das gesamte städtische Leben und mit ihm in ausgesprochenen Fällen selbst die Verfassung

einen ganz anderen Charakter. Die Administration und sogar schon das, was man Bureaukratismus nennen könnte, zog ein, und in dem städtischen Staatsleben bildete sich an einigen Stellen eine Art moderner Verfassung aus, ein Zustand, der in Straßburg mit einem Aristoteles verdankten Worte als Isopolitie bezeichnet wurde. Recht eigentlich bezeichnend aber für das Wesen der organisatorischen Geldwirtschaft in Deutschland ist doch erst die Entwicklung innerhalb der Territorien gewesen. Sie beginnt hier im gewissen Sinne schon im Verlaufe des 13. und 14. Jahrhunderts, indem an Stelle der alten verfallenen Feudalverfassung die ersten leisen Anfänge einer Beamtenverwaltung treten. Aber schon im 15. Jahrhundert ist der Mechanismus dieser Verwaltung so stark entwickelt, daß man von dem Beginn einer territorialen Wohlfahrtspolitik reden kann, aus der heraus sich dann in breitem Maße die polizeistaatliche Tätigkeit des Absolutismus entwickelt hat. Indem aber diese Tätigkeit schließlich das gesamte Wirtschaftsleben eines Landes umfaßt, entwickelt sie eine Breite und Sicherheit des Blickes, die eben an ihrem Schlusse zu den ersten Versuchen einer tieferen, wissenschaftlichen Bewältigung ökonomischer Fragen geführt hat. Da ist es denn selbstverständlich, daß dies alles zugleich eine starke Erweiterung des Bedürfnistriebes und eine bis dahin unerhört große und straffe Organisation zur Befriedigung dieses Triebes bedeutete.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist dann in Deutschland wiederum eine höhere Form der wirtschaftlichen Organisation emporgeblüht. Man kann sie trotz alles idealistischen Charakters der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der stillen Tätigkeit der spätesten absolutistischen Regierungen, in den sogenannten gemeinnützigen Auseinandersetzungen der Journalistik und in dem immer stärker an-

steigenden politischen Broschürenwesen, das sich schon gegen Ende der 80er Jahre gelegentlich zur Idee eines Zollvereins aufschwingt, immer deutlicher verfolgen. Es sind die Anfänge jener wirtschaftlichen Entwicklung, in deren Ver-

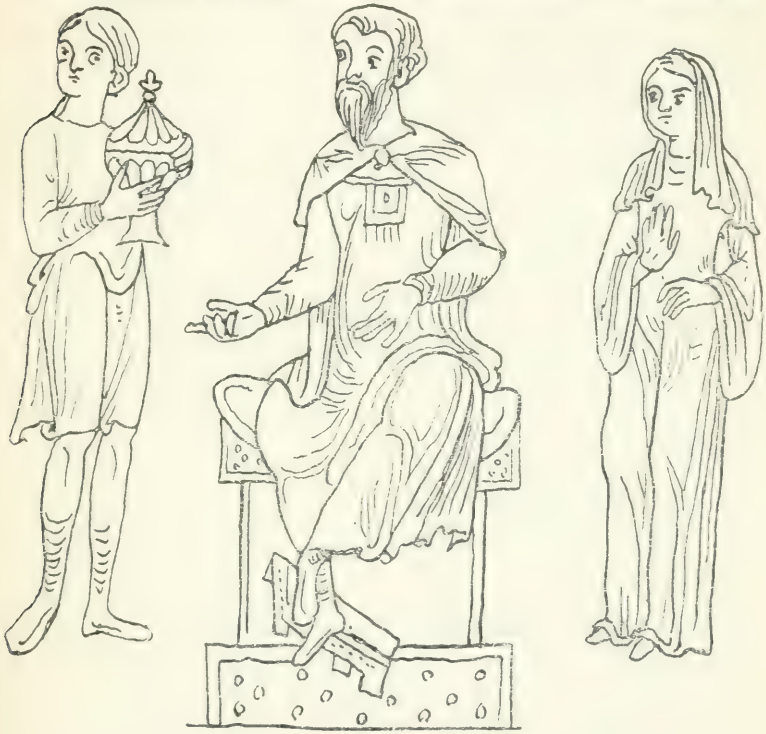


Abbildung 19.
München Hofbibl., Cod. lat. 13074, Bl. 82 v., 90 r. und v.; 12 Jh.

lauf wir heute stehen, und deren voller Strom vor allem durch die Errungenschaft der politischen Einheit zu einem alles beherrschenden Hervorbruch getrieben wurde. Was ist ihr Wesen? Man spricht wohl von einem Wirtschaftsleben der Unternehmung und des Kapitalismus. Das Bezeichnende

ist, daß in den wirtschaftlich produzierenden Teilen der Nation die Bedürfnisse inzwischen so gestiegen und zugleich der einzelne in dem Grade mit Kapital ausgestattet war, daß in allen hervorragenden Fällen der spezifisch agrarischen wie der industriellen, kommerziellen oder Transportbetriebe in irgendeiner Weise kapitalistische Befruchtung erscheint. Dadurch erhält natürlich das Individuum, die Einzelperson, eine ganz andere Kraft wirtschaftlicher Einwirkung als früher. Sie wird zum Subjekt, und sie zieht die Fäden ihres wirtschaftlichen Willens weit hinein in alle Teile der Nation und über die nationalen Grenzen hinaus in die Welt. Dem entspricht natürlich der Charakter des Wirtschaftslebens. Freiheit wird die Losung, und indem alle Kräfte entfesselt werden, gewinnen auch diejenigen Personen an Wert, die, mit Ersparnissen vielleicht weniger ausgestattet, in dem Besondern ihres Wesens Werte darbieten, die wirtschaftlich geschätzt sind. So tritt neben den Kapitalkredit der Personalkredit, und man hat demgemäß wohl auch von einem Zeitalter der Kreditwirtschaft gesprochen. Wie man aber auch die Bezeichnung nehmen mag, immer bleibt dies das Wesentliche, daß der Wirtschaftswille der einzelnen Persönlichkeit in unerhörter Weise entbunden und damit die Möglichkeit der Entwicklung von Bedürfnissen wie ihrer Befriedigung in Weiten gespannt ist, die unter Umständen eine Häufung von wirtschaftlichen Handlungen und ein systematisches Ineinandergreifen dieser erfordert, von dem frühere Zeitalter nicht einmal die Ahnung des Denkbaren besaßen.

Man sieht, wie bei der Schilderung der Entwicklung des Wirtschaftslebens vom psychologischen Standpunkte aus sich Fragen der Fortbildung des Intellekts und des Willens ganz an erster Stelle einander begegnen. Eng sind darum die Beziehungen der Wirtschaftsgeschichte zur Sittengeschichte. Wenn wir nun im folgenden der sittlichen Entwicklung der

Nation durch ihre verschiedenen Zeitalter hin einige Worte widmen wollen, so müssen sie sich freilich an den heutigen Stand der Forschung anlehnen. Dieser ist, wenn man nicht zu einer freilich sehr naheliegenden, zu flachen Problembildung schreiten will, überaus zurückgeblieben. Noch kann man als Grundlage nicht weniger sittengeschichtlicher Ausführungen, Forschungen und Aufsätze im einzelnen immer wieder den Gedanken finden, daß Sittengeschichte eigentlich die Beschreibung des Auf- und Abschwellens sittlich sogenannter hochstehender und niedrigstehender Zeiten sei, daß sie also quantitativen Charakter an sich trage, und daß die Chronique scandaleuse einerseits, hohes idealistisches Wirken andererseits die Extreme ihrer Entwicklungsmöglichkeiten bilden. Dies sind natürlich Anschauungen ganz elementarer und primitiver Art; mit einem Plus oder Minus von sittlichen Akten hat die Sittengeschichte nur indirekt zu tun. Sie selbst kann im Grunde nichts anderes sein als die Entwicklungsgeschichte der Formen des sittlichen Empfindens, und so wird die Geschichte der sittlichen Begriffe zum eigentlichen Kern der Forschung auf diesem Gebiete. Nun wissen wir hier allerdings bei voller Ausdehnung der vorauszusetzenden und zu erforschenden Kenntnisse noch bitterlich wenig. Über den Entwicklungsverlauf als Ganzes indes sind wir doch zur Genüge unterrichtet.

Hier mag freilich nur der Anfang und der Schluß dieses Verlaufs einer genaueren Betrachtung unterzogen werden, weil diese Punkte ein für wahres geschichtliches Verständnis ganz besonders interessantes Problem und dessen Auflösung zugleich darbieten. Man kann von Historikern wie Laien über die älteste deutsche Zeit, so wie wir sie aus Tacitus vornehmlich kennen, und deren sittlichen Charakter ein diametral entgegenstehendes Urteil hören: der eine sagt, die Germanen seien die freiesten Menschen von der Welt ge-

wesen, und bewundert das Ungeschlachte ihrer dahinbrausenden Persönlichkeit; der andere spricht von der Gebundenheit alles deutschen Lebens in diesen frühen Zeiten. Es sind dieselben Urteile, die man mit einigen Abänderungen auch über die Gegenwart, die höchste Kulturperiode unserer Entwickelung, hören kann. Frei ist der Mensch, und wär' er in Ketten geboren, rufen die einen, während die anderen über die Unfreiheit ihres Daseins seufzen. Wie löst sich der Gegensatz? Die Sache ist im Grunde einfach genug. Das reguläre und das heißt auf den ersten Blick das sittliche Leben war in der Urzeit in der Tat im höchsten Grade gebunden. Der einzelne, wie wir ihn kennen gelernt haben[1], war noch kaum Persönlichkeit und im rechtlichen Sinne beim Kampfe ganzer Geschlechter gegeneinander so fungibel, wie noch im Mittelalter etwa der kaufmännische Angehörige eines kleinen Staates, dessen Güter von dem staatlichen Gegner geraubt, dessen Person unter Umständen gefangen genommen und im Sinne einer Repressalie gegen den Staat seiner Heimat festgehalten wurde. Aber eben diese Gebundenheit beweist bei tieferem Zusehen, wie durchaus innerlich noch ungebunden, d. h. unerzogen und unangefüllt mit den Ergebnissen einer höheren Zucht das Herz des Germanen war. So besaß er denn tatsächlich innerlich eine Neigung zwar nicht zur Freiheit, die für unser Denken von Selbstzucht unzertrennlich ist, wohl aber zur schrankenlosen Willkür, der er nachhing, sobald er aus der strengen Gebundenheit seines Gemeinlebens in Geschlecht und Völkerschaft heraustrat. Innerliche Unerzogenheit und starke äußere Bindung, das ist also die Antinomie, innerhalb deren das Leben des Germanen verlief. Nach diesen Auseinandersetzungen über die Urzeit wird über die Gegenwart nur wenig noch zu sagen sein.

[1] Siehe S. 6ff.

Wer sieht nicht, daß bei uns die sittliche Lage durchaus entgegengesetzt ist oder wenigstens als solche empfunden wird: unser Ideal ist äußere Freiheit bei strenger Selbstzucht.

Abbildung 20.
München Hofbibl., Cod. lat. 935, Bl. 3 v., 4 v; 12.—13. Jh.

Und nun mag an dieser Stelle nur noch das eine hinzugesetzt werden, daß der Verlauf von dem einen Zustand, den wir für die Urzeit kennen gelernt haben, zu dem Zustand der Gegenwart die ganze innere Entwicklung unserer Sittengeschichte ebenso charakterisiert, wie die Entwicklung unse-

res Wirtschaftslebens gekennzeichnet ist durch den Verlauf von dem primitiven Bedürfniskreis der Urzeit hin zu der Bedürfnisbefriedigung des 20. Jahrhunderts. Würden wir also die Perioden von dem einen Pol zum anderen aufsuchen und in ihren Grundzügen darlegen wollen, so würde sich auch im einzelnen ein Bild ganz analog dem der Entwicklung des Wirtschaftslebens ergeben.

Indem die Entwicklung der Sittlichkeit in Frage gezogen wird, tritt damit zu gleicher Zeit das Problem der Entwicklung des Staates und damit die tiefste aller verfassungsgeschichtlichen Fragen auf. Denn der Staat ist nicht ein Produkt der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, wie eine heute auch in bourgeoisen Kreisen, ja vielleicht vor allem in diesen, und dementsprechend auch in der deutschen Historiographie verbreitete Meinung glaubt, sondern er ist und bleibt jederzeit Ausdruck der Lösung der tiefsten sittlichen Probleme. So ist, wie sich leicht nachweisen läßt, der Lehensstaat nicht politischer Ausdruck naturalwirtschaftlicher Zeitalter, sondern im innersten Kerne aufgebaut auf einen Begriff der Treue, der sich der eigentümlichen Gebundenheit sittlicher Begriffe einreiht, die für mittelalterliches Leben charakteristisch ist. Und so beruht der Staat des Absolutismus nicht auf Geldwirtschaft, sondern auf Beamtengehorsam und Untertanschaft neuerer Zeiten. Aus alledem ergibt sich, daß eine wahrhaft würdige Durchbildung moderner Staatsgeschichte, moderner politischer Geschichte und moderner Geschichte der politischen Theorien niemals erreicht werden wird, wenn ihr nicht eine eingehende Pflege der Sittengeschichte vorausgeht.

Nicht minder wie auf dem Gebiete der Sittlichkeit und des Staates liegen die Probleme einer wahrhaft evolutionistischen Auffassung im Bereiche der Frömmigkeit und der Kirche, ja, die Schwierigkeiten sind hier, wenn deutlich

erkannt, noch viel größer. Für eine Nation mit einer langen Vergangenheit und Überlieferung, wie die deutsche, ist es nicht möglich, die Geschichte der Frömmigkeit nur als die des Christentums und der Kirche anzusehen und ohne stetigen Hinblick auf die unendlich langandauernde Unterströmung des nationalen Glaubens zu erforschen. Wissenschaftlich bleibt daher nichts übrig, als der germanischen Mythologie eine ganz andere Pflege zuzuwenden als bisher und sie mit dem Verlaufe der christlichen Frömmigkeit vornehmlich in der Urzeit und im Mittelalter in ganz andere und viel engere Beziehungen zu bringen. Geschieht das unter gleichzeitiger Verwendung der typischen Aussagen der Völkerkunde wie der religiösen Entwicklung anderer Kulturstufen, so wird sich ein Bild ergeben, das von den bisherigen Darstellungen um ein Beträchtliches abweicht.

---

Dieses Bild hier zu zeichnen, kann aber nicht die Aufgabe sein. Denn das, was durch die nunmehr gegebenen Schilderungen erwiesen werden sollte, ist längst doppelt und dreifach dargelegt. Durch all die Teilentwicklungen des germanisch-deutschen Lebens, hin durch alle bekannten Jahrhunderte, laufen verwandte Perioden, machen sich in einem bestimmten Verhältnis entsprechend verlaufende Regungen geltend, und die Nötigung, aus ihnen heraus zur Bildung gemeinsamer Kulturzeitalter zu schreiten, ist unabwendlich. Und so drängt sich denn für uns die große Frage nach dem Gesamtverlauf einer vollen nationalen Entwicklung an dem Beispiele des germanisch-deutschen Lebensverlaufes in den Vordergrund.

Ehe wir aber hier einer Darstellung, die schließlich bei voller Ausführung eine plastische deutsche Geschichte

Abbildung 21.
München Hofbibl., Cod. lat. 2599, Bl. 102 v., 103 v., 13. Jh.

ergeben müßte, wenigstens in dem mageren Aufbau eines trocknen Gerüsts nahetreten, sind noch einige Vorfragen zu beantworten.

Zunächst: ist es denn wirklich an dem, daß die einzelnen Teilströmungen, die wir kennen lernten, in genau denselben Zeitabschnitten verlaufen? oder lassen sich Unterschiede feststellen? Und wenn sie sich konstatieren lassen, worauf beruhen sie? Kann man sagen, daß gewisse Strömungen, wie z. B. die geistigen, regelmäßig etwas später einsetzen als die zu ihnen gehörigen der materiellen Kultur? Gibt es in dieser Hinsicht Regeln? vielleicht gar Gesetze? Es versteht sich von selbst, daß an dem hier vorgebrachten Material derartige Fragen nicht endgültig beantwortet werden können. Für eine weitere, auch auf andere Nationen erstreckte Betrachtung drängen sie sich aber noch mehr auf und müssen darum stetig im Auge behalten werden. Kann man da aber vielleicht auf Grund weiterer Erfahrungen geneigt sein, an eine Regelmäßigkeit, wie die eben prätendierte, nicht zu glauben, so bleibt noch eine weitere Frage übrig von entwicklungsgeschichtlich vermutlich viel größerem Interesse. Wenn eine Verschiebung der Perioden der einzelnen Teilströmungen gegeneinander eintritt oder eintreten kann, wie weit kann sie gehen? Um die Frage an dem individualpsychischen Phantom klar zu legen: Wenn jemand Mann ist, zugleich aber einige Eigenschaften des Jünglings oder Greises aufweist, inwieweit können diese Eigenschaften ausgeprägt sein, ohne ihm den Charakter des Mannes zu nehmen? Man sieht, es handelt sich hier um ein Problem der psychischen Breite, über das, soviel dem Verfasser bekannt, selbst in der Individualpsychologie noch außerordentlich wenig gearbeitet worden ist, obgleich seine Lösung für eine allgemeine Biologie und Charakterologie des Menschen von größter Bedeutung erscheint. Was nun gar die

sozial- und völkerpsychologischen Erscheinungen angeht, von denen hier gesprochen wird, so liegen Untersuchungen und Erfahrungen so gut wie noch gar nicht vor; es handelt sich um ein noch völlig unbebautes Gebiet der Forschung. Und doch ist klar, daß universalgeschichtliche Aufgaben größeren Stils ohne einen solchen Ausbau kaum beantwortet werden können.

Wir müssen hier bei dem Problem stehen bleiben und werden auch bei einer anderen Frage, die nun aufzuwerfen ist, höchstens in praktischer Hinsicht etwas weiter gelangen. Gesetzt daß alle Teilentwicklungen einer nationalen Kultur in einem bestimmten Zeitalter einen gemeinsamen Charakter aufweisen, welche Seite der menschlichen Psyche steht dann im Mittelpunkte dieses Charakters?

Befragen wir in dieser Beziehung die allgemeine Psychologie, so müssen wir es erleben, daß sie uns in den verschiedenen Zeitaltern ganz verschiedene Antworten gibt. Zeiten starker Emotionen, wie etwa die der Empfindsamkeit oder auch der Reizsamkeit in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts neigen zu der Behauptung, das Zentrale der Volksseele sei das tiefe Leben des Gemüts und die aus dem Quell des Unbewußten emporsprudelnde Phantasietätigkeit; Zeiten energischen Zufassens sind voluntaristisch gesonnen, lieben Weltanschauungen, in deren Mittelpunkt der Wille steht, und empfinden es als selbstverständlich, daß der Kern der menschlichen Seelentätigkeit energetisch sei. Zeitalter mehr abfallender Kultur, die etwas ermüdet die Errungenschaften der Väter und Großväter rationalisieren, meinen regelmäßig, daß der Verstand die Dinge dirigiere, und schwören daher auf einen intellektuellen Kern der Entwicklung. Da hat also der Historiker, der die Meinungen aller Zeitalter berücksichtigen muß, die Auswahl, und die Gefahr für ihn, in dieser für jede geschichtliche Auffassung höchst

wesentlichen Frage in eine unhaltbare Situation zu geraten, scheint nahe zu liegen. Die Lösung vereinfacht sich indes beim Verfolg des Charakters der geschichtlichen Überlieferung. Die Überlieferung, an sich auch die Denkmäler

Abbildung 22.
Aus S. Müller, Tierornamentik im Norden, S. 25.

umfassend, ist doch, namentlich für die Zeitalter hoher Kultur, vornehmlich an Schrift und Sprache gebunden. Die Sprache aber trägt an sich einen logischen und das heißt intellektuellen Charakter. So dürfen wir nicht denken, daß wir in der Tradition das Ganze des wahrhaft Geschehenen vor uns haben, und daß wir es durch eine völlig unpar-

teiische Universalbrille sehen. Was wir von der Vergangenheit wissen, ist intellektualistisch versteift und gefärbt, und wir werden schwerlich in der Lage sein, dieses besondere Ingrediens zu leugnen oder auch nur abzulehnen. Die geschichtliche Darstellung bekommt also von vornherein eine Neigung, die intellektualistische Seite in den Vordergrund zu stellen. Außerdem aber ist in so hochentwickelten Zeiten wie den unseren das Geschäft der Pflege der geschichtlichen Tradition längst eine Wissenschaft geworden, und wenn selbst in der Theorie festgehalten wird, daß jede historische Darstellung zu gleicher Zeit der Kunst angehöre, überwiegt doch in der Praxis der wissenschaftliche Betrieb. Indem dies aber der Fall ist, ist nochmals der ganze Ton in der Zusammenfassung der Überlieferung auf das Intellektualistische gestimmt. Wie oft können wir da nicht Erwägungen hören über das, was in irgendeiner schwierigen Situation ein Feldherr, z. B. etwa Moltke während der Schlacht von St. Privat, hätte tun wollen oder tun können; oder mindestens werden uns genaue Auseinandersetzungen darüber vorgetragen, welcher Art seine Motive in der besonderen Situation gewesen seien. Diese Auseinandersetzungen sind der Regel nach rein verstandesmäßiger Natur. Sie schmecken nach dem grünen Tuch und den 20 Grad Wärme, in deren Bereich sie gemacht worden sind, und zeigen wenig von der atmenden Hast, von der Brustengigkeit des Entschlusses, von all dem Besonderen der Umwelt eines Feldzuges: Momenten, die doch alle für den Charakter des geschilderten Augenblicks von größter Bedeutung waren. So wie hier, ist es aber mutatis mutandis in den meisten Fällen. Die intellektualistische Deutung überwiegt, die Einzelheiten werden plausibel gemacht und erschlossen, nicht erlebt oder auf dem Wege eignen Erlebens wenigstens nachempfunden; die Gluthitze des Schöpfe-

rischen schweißt sie nicht noch einmal zusammen. So begreift sich, wenn auch von dieser Seite her ein gewisser Intellektualismus sich lähmend in den Vordergrund der geschichtlichen Auffassung schiebt. Sollte es demgegenüber nicht Aufgabe wenigstens des darstellenden Historikers sein, die Elemente des Willens und der Phantasie wie auch des Gefühlslebens nach Möglichkeit zu ihrem Rechte kommen zu lassen? Unter diesen Elementen aber ist das in der Überlieferung am bequemsten Gegebene und für universalgeschichtliche Studien wenigstens einstweilen am leichtesten Faßbare, wie wir schon früher gesehen haben[1], das Element der Phantasietätigkeit. Und so liegt es denn nahe, von ihm aus einen ersten Versuch zu machen, in die Entwicklung der gesamten Kulturzeitalter einer nationalen Geschichte einzudringen: doppelt nahe für den Verfasser, der in seiner Deutschen Geschichte von diesem Gesichtspunkte nach mancherlei Versuchen anderweitiger Feldzugspläne vor nunmehr einem Menschenalter ausgegangen ist.

Vielleicht aber bleibt diese Lösung überhaupt endgültig, denn wenn man auch bei der Betrachtung der verschiedenen Kulturzweige keinen finden wird, der nicht eng mit dem Intellektualismus verknüpft wäre, so läßt sich doch vielleicht behaupten oder entspricht es wenigstens bisher vorliegenden geschichtlichen Erfahrungen, daß eben die Phantasietätigkeit in ihren Hauptzweigen von wesentlich intellektuellen Motiven erfüllt ist. Von der Dichtung versteht sich das insofern von selbst, als ihr Körper durch die Sprache gegeben ist. Aber auch die bildende Kunst ist in ihren wesentlichen Motiven auf den intellektuellen Fortschritt gegründet. Für die niedrigen Kulturstufen ist heute an der Hand von völkerkundlichem Material nachgewiesen, was

[1] Siehe S. 73 ff.

Abbildung 23.
St. Gallen, Stiftsbibl. Cod. 731,
S. 234.

aus der Überlieferung der geschichtlichen Denkmäler schon früher gefolgert werden konnte und als Vermutung ausgesprochen worden ist: daß nämlich die ersten Versuche bildnerischer, insbesondere zeichnerischer Wiedergabe der Wirklichkeit es wesentlich mit Erinnerungsbildern zu tun haben, für deren spezielle Formung intellektuelle Motive in beträchtlichem Maße von Geltung sind. Aus diesem Zusammenhang erklärt sich die frühe Benutzung des Bildes zur Schrift oder, noch richtiger ausgedrückt, die Tatsache, daß vor aller Bilderschrift eine Phase liegt, in welcher das Bild zu gleicher Zeit intellektualistischer Mitteilung dient. Indes sehen wir selbst von diesen ältesten Zusammenhängen ab[1], so bleibt bestehen, daß die steigende Intensität des Naturalismus in der bildenden Kunst wesentlich auch durch die Fortschritte intellektueller Vertiefung gewonnen wird. So ist es eine bekannte Tatsache, daß die Entwicklung des Porträts vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert der Temperamentpsychologie dieser Zeit und daß die Geschichte der Landschaft im 18. und 19. Jahrhundert der Entwicklung der Geologie und der allgemeinen vergleichenden Geographie viel zu danken hat. Was solche Zusammenhänge bedeuten, wird dem ohne weiteres gegenwärtig sein, der auf dem Boden genauerer kunstgeschichtlicher Kenntnisse ersieht, wie die idealistische Kunst zwar die Höhe der jeweiligen künstlerischen Entwicklung darstellt, ihrerseits aber für die einzelnen kulturgeschichtlichen Zeitalter von der jeweilig erreichten Intensität der naturalistischen Durchdringung der Außenwelt abhängig ist. Versenkt man sich in diese ganz allgemein geltenden und in keiner Kulturgeschichte irgendeines Volkes auszuschließenden Elemente der Entwicklung, so ergibt sich der Schluß, daß in der Tat nicht bloß aus prak-

[1] Siehe dazu S. 76 ff.

tischen, sondern aus inneren entwicklungsgeschichtlichen Gründen der Ausgang des kulturgeschichtlichen Denkens am besten von der Kunstgeschichte genommen werden wird. Aber freilich gilt es dann, von diesem einen Punkte aus die ganze Breite und Weite des Seelenlebens jedes einzelnen Zeitalters zu erfassen.[1]

Betritt man diesen Weg zunächst auf dem Gebiete der deutschen Geschichte, so wird man, wie auch die Studien im einzelnen verlaufen mögen und wie auch im Detail noch sehr verschiedenartige Auffassungen geltend gemacht werden können, schwerlich mehr daran vorbei kommen, die in meiner „Deutschen Geschichte" aufgestellten Zeitalter des Symbolismus für die Urzeit, der Typik und des Konventionalismus für das Mittelalter und des Individualismus und des Subjektivismus für die Neuzeit anzuerkennen. Denn sie drängen sich aus den Einzelbetrachtungen, die wir im Beginn dieses Kapitels gepflogen haben, ausgehend von kunstgeschichtlichen Erwägungen, dann aber zu literargeschichtlichen und kunstgeschichtlichen fortschreitend, sowie verfassungs- und religionsgeschichtliche streifend, allzu deutlich hervor. Parallelisieren wir die in diesen einzelnen Teilentwicklungen nachgewiesenen Perioden, so ergibt sich zunächst für alle Perioden deren generelles Zusammenfallen, und es stellt sich weiterhin ein gemeinsamer, in seinem Ab-

[1] Diese Bescheidung, die dem heutigen Stande der Forschung entspricht, schließt nicht aus, daß nach wie vor für alle einzelnen „Seiten" oder „Kräfte" oder „Faktoren" des Seelenlebens eine höhere und letzte Integration gesucht wird. Am leichtesten würde sie sich in dem Begriffe des Bewußtseins (also wieder mit intellektualistischer Tönung) einfinden: wenigstens für alle die Psychologien, die ein Bewußtsein annehmen. Wurde in dieser Hinsicht der einmal zu erwartende Consensus gentium schon jetzt herrschen, so würde der Historiker sehr wohl in der Lage sein, diesen Begriff ebenfalls schon jetzt einzuführen und alle Kulturgeschichte (und damit Weltgeschichte) als Evolution des menschlichen Bewußtseins anzusehen.

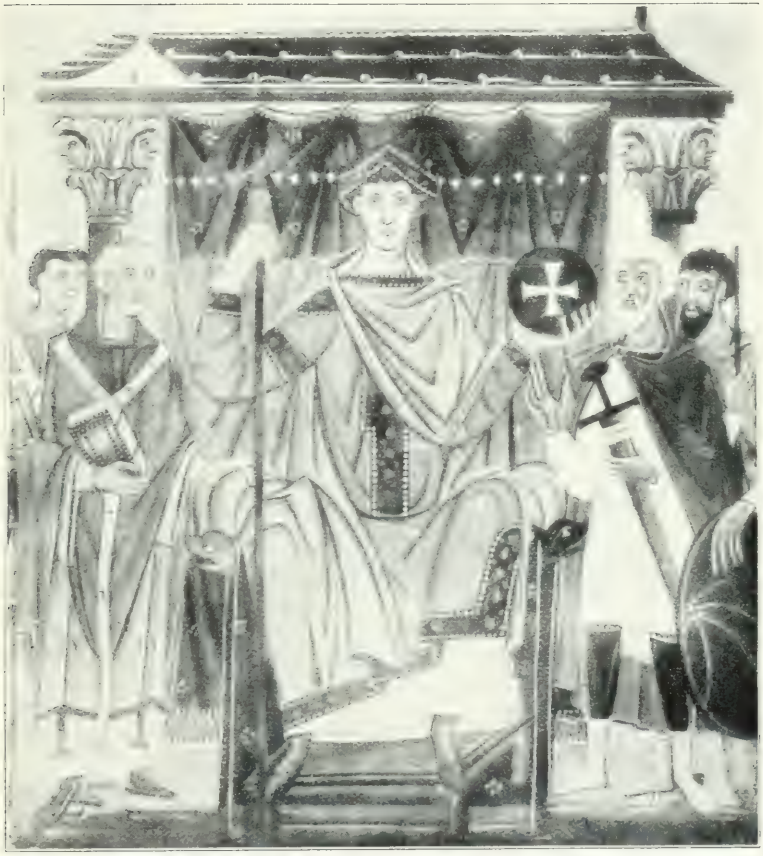


Abbildung 24.

München, Hofbibl., Evangeliar Ottos III. Cod. lat. 4453, Bl. 24 r.

lauf von Periode zu Periode leichtverständlicher Inhalt heraus, von dem im folgenden Kapitel noch eingehend die Rede sein wird.

Zu alledem kommt noch ein weiteres überaus wichtiges Moment. Der Ablauf und der Charakter der Zeitalter, die sich für die deutsche Geschichte nachweisen lassen, ist auch, soweit wie historische Quellen eine Nachprüfung gestatten, in der Geschichte anderer Völker enthalten. Ja noch mehr: es hat sich bisher kein Volk gefunden, in dem er nicht nachweisbar wäre. Daß die Nationen der heutigen europäischen Völkerfamilie sich in verwandter Weise entwickelt haben wie die deutsche, ist eine allbekannte Tatsache. Wird doch die heutige europäische Kultur in der Gesamtheit ihres Werdens von auswärtigen zivilisierten Nationen, wie der chinesischen oder japanischen, als ein Ganzes begriffen. Aber auch die Kulturgeschichte der antiken Völker ist nach wesentlich demselben Schema, das wir für die deutsche Geschichte kennen gelernt haben, aufgebaut; darüber besteht in der heutigen Geschichtsliteratur kaum noch ein Zweifel. Forschungen wie die von Eduard Meyer und von Wilamowitz-Möllendorff führen in gleicher Weise den Nachweis für die Richtigkeit dieser Tatsache. Nun ließe sich freilich immer noch denken, daß es sich hier um eine Entwicklung nur der vorderasiatisch-europäischen Kultur handle, die in ähnlicher Weise in den anderen großen Kulturen der Erde nicht wiederkehre. Allein aus dem reichen Schatze der japanischen Überlieferung entrollt sich ein der deutschen Entwicklung im hohen Grade ähnliches Bild; und für China ergibt die Nachprüfung der ältesten Kulturen, daß deren künstlerische Produkte denen der Germanen im Wesen durchaus verwandt und in einzelnen Stücken fast bis zum Verwechseln ähnlich sind. Und auch die eingeborenen amerikanischen Kulturen zeigen in dem Be-

reich ihrer Entwicklung, die freilich über das Mittelalter nicht viel hinausgegangen ist, ein verwandtes Bild. Da wird also nichts übrig bleiben, als sich der Tatsache einer verwandten Entwicklung der Kulturen aller großen menschlichen Gemeinschaften zu fügen und mit ihr nicht mehr bloß wie mit einer luftigen Hypothese zu rechnen, deren genaue Untersuchung nicht lohne.

Sind wir mit den eben mitgeteilten Tatsachen in den weiten Bereich der Fragen eingetreten, in welcher Weise sich denn die Kulturzeitalter der deutschen Geschichte als ein genereller Fund erweisen möchten, so liegen von diesem Standpunkte aus noch einige weitere Betrachtungen nahe. Umfaßt die deutsche Geschichte denn den Gesamtbereich einer möglichen nationalen Geschichte? Erhalten wir nicht erst von einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe ab genauere Kunde, und ist das Ende des Gesamtverlaufs unserer Entwicklung schon erreicht? Die Probleme der jüngsten Kulturstufen wie der spätesten Ausgänge menschlicher Geschichte und damit — vielleicht — des Verfalls treten hier auf.

Treten wir zunächst dem Problem der Entwicklung der frühesten Kulturstufen näher, so versagen die schriftlichen Quellen der Selbstüberlieferung, die sonst den Historiker auf seinen Wegen durch die Geschicke der Völker zu begleiten pflegen. Denn die Träger dieser niedrigen Kulturstufen sind noch nicht auf jener Höhe der Selbstbesinnung angelangt, welche eine geschichtliche Überlieferung im Sinne der Entwicklung kontinuierlicher Formen des nationalen Gedächtnisses schafft. Wir treten daher hier der Art der Überlieferung nach in ein besonderes Gebiet ein, in dem Selbstzeugnisse nur in unbewußter Form, in den Überlieferungen der künstlerischen, gewerblichen und verwandten Tätigkeiten erhalten sind. Es ist das Gebiet der Prähistorie

und der Völkerkunde zugleich. Denn auch die Kulturen der heute noch niedrig stehenden Völker gehören in diesen Zusammenhang, da ihr Charakter dem der prähistorischen Völker den Kernerscheinungen nach ähnlich ist. Auf diesem Gebiete ergeben sich nun für die Verwirklichung des modernen historischen Sinnes besonders schwierige Aufgaben. Sehen wir ganz von der Quellenkritik ab, die hier mit ganz anderen Momenten zu arbeiten hat, als sie bei schriftlicher

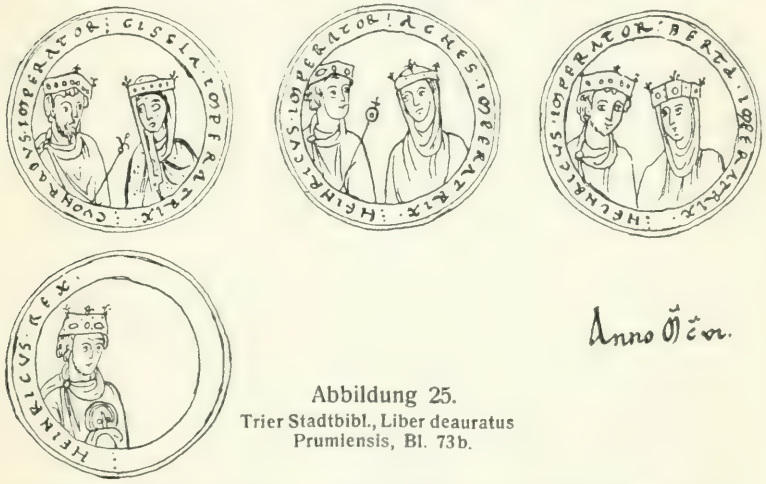


Abbildung 25.
Trier Stadtbibl., Liber deauratus Prumiensis, Bl. 73b.

Überlieferung vorliegen, so fehlt der ungeheuren Masse der Überlieferung in den meisten Fällen vor allem eins, etwas, was für die Bewährung jedes historischen Sinnes unerläßlich ist: die chronologische Ordnung. So versteht es sich von selbst, daß die Völkerkunde, in deren Bereich sich immer mehr kulturgeschichtliche Anschauungen geltend machen, nur dann wahrhaft historisiert und damit der Geschichte der Menschheit eingeordnet werden kann, wenn es gelingt, für die Entwicklungszeitalter der niederen Kulturen wenigstens eine relative Chronologie aufzustellen. Nun ent-

halten allerdings die Stoffmassen der Völkerkunde und der Prähistorie eine Fülle chronologischer Momente, wenn diese auch namentlich erst dort auftreten, wo neben den Denkmälern eine beträchtliche mündliche, vornehmlich epische Tradition herläuft. Und so darf der Versuch gewagt werden, aus deren Durchdringung auf einzelne Abfolgereihen zu schließen, die sich dann weiterhin zu einem Aufbau hypothetischer Kulturstufen zusammenstellen lassen. Es ist eine Art der Arbeit, welche der Völkerpsychologie besonders nahe liegt. Es ist weiterhin auch möglich, die Entwicklung gewisser niedriger Kulturstufen auf längere Zeit hin, bis zu etwa 15 Generationen oder noch mehr, also durch ein halbes Jahrtausend, auf dem Wege der Sammlung mündlicher epischer Überlieferung festzulegen und sie dadurch im Grunde schon geschichtlicher Betrachtung einzureihen. So besitzen wir z. B. für gewisse Kaffernstämme eine epische Überlieferung von der eben erwähnten zeitlichen Ausdehnung. Wir können sie innerlich nach psychologischen Motiven in eine Abfolge von psychisch immer intensiver werdenden epischen Darstellungsformen zerlegen; dann folgt auf das scheinbar noch dramatische Heldenepos und die lyrisch angehauchte Totenklage der ausführlichere epische Bericht, und bis zur Entwicklung des anekdotischen Epos sind noch weitere Formen epischer Darstellung vertreten. Wir können dann weiter in dem vorliegenden Falle diese Ergebnisse der psychologischen Betrachtungsweise auf ihre Richtigkeit dadurch kontrollieren, daß wir die Aufeinanderfolge der Ereignisse an den Akten der Archive der Kapkolonie und späterer südafrikanischer Kolonien klarlegen bis zu dem Grade, daß sich für weite Strecken der inneren Geschichte der Kaffern sogar eine absolute Chronologie wird herstellen lassen. Indes diese Methoden, die im einzelnen Falle ziemlich weit führen mögen, und deren

Verwendung gewiß an erster Stelle angezeigt ist, haben beide etwas teils stofflich Begrenztes, teils formell Unzulängliches. Es wird daher darauf ankommen, noch eine Methode zu

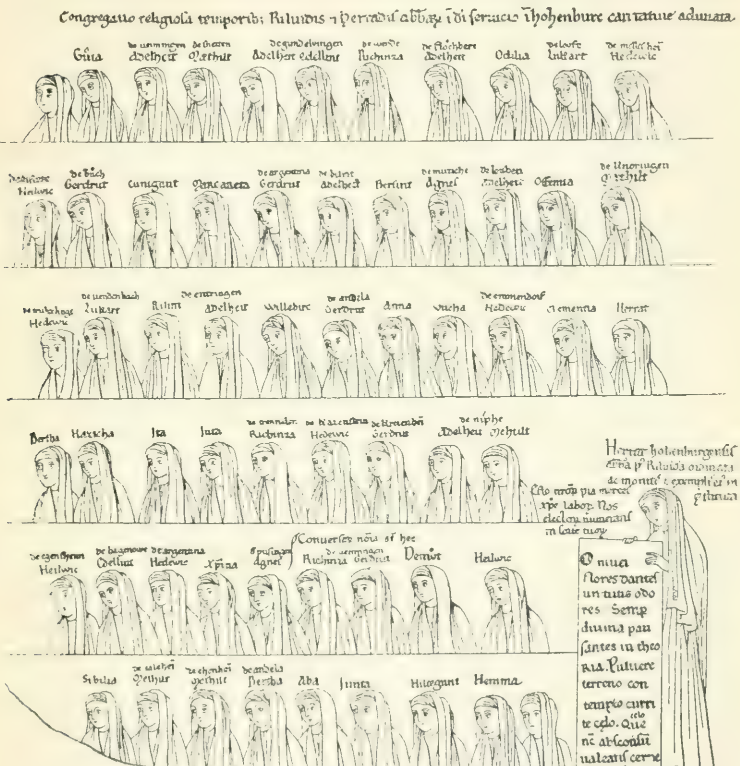


Abbildung 26.
**Aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg (Odilienberg), Ausgabe von Eberhard, Tafel XII.**

finden, die den gesamten Stoff gleichmäßig umfaßt und in jeder seiner besonderen Überlieferungsformen und jedem seiner spezifischen Überlieferungsobjekte der selben gemein-

samen Anschauung unterstellt. Eine solche Methode wird wohl nur durch Heranziehung der Kinderpsychologie ausgebildet werden können. Das heißt aber in diesem Falle Heranziehung des biogenetischen Prinzips.

Dieses Prinzip besagt bekanntlich, daß sich während der Entwicklung des Einzelwesens die hauptsächlichsten Entwicklungsstadien der Art, der es angehört, wiederholen. Legen wir diese populäre und allgemeine Formulierung den nächsten Hypothesen, die auf historischem Gebiete möglich sind, mit aller Vorsicht zugrunde, so würde das Prinzip auf diesem Gebiete dahin leiten, daß sich in der Entwicklung des menschlichen Einzelwesens, d. h. im Seelenleben der Kinder, die Entwicklung der Art und das heißt das kulturelle Entwicklungsmotiv der Menschheit wiederhole. In der Tat ergibt nun diese Hypothese, in der genannten Form auf das Seelenleben der Kinder angewandt, daß die kernhafte Entwicklung dieses Lebens der Entwicklung der Art, d. h. den Kulturstufen folgt. Gewiß machen sich dabei in den einzelnen hohen Kulturen, deren Kinder bisher untersucht worden sind, wie sogar in den niedrigen Kulturen, deren Kinderpsychologie bisher beachtet wurde, eine Reihe von Abweichungen und Änderungen geltend, die der Hauptsache nach dem Einfluß der schon erreichten Kulturhöhe der Umwelt verdankt werden, welcher die Kinder angehören. Und sicherlich läßt sich auch im übrigen noch gegen die unbedingte Geltung des biogenetischen Prinzips eine Reihe wohlbekannter Einwendungen erheben. Das schließt aber keineswegs aus, daß seine Anwendung Grundtatsachen von entscheidender Bedeutung ergibt, die erfahrungsmäßig auch auf anderen Gebieten so sicher gestellt werden können, daß ein methodischer Ausgang von der Anwendung des Prinzips sich als vollständig begründet erweist.

Die hierher gehörigen Forschungen sind bisher vor

allen Dingen auf dem Gebiete der Kinderzeichnungen betrieben worden. Auch hier wiederholt sich die uns nun schon geläufige Erfahrung, daß dergleichen Untersuchungen am besten von der bildenden Kunst ausgehen. Die sehr beträchtlichen Ergebnisse, die bei dieser Gelegenheit schon gewonnen worden sind, sollen hier im einzelnen nicht beschrieben werden. Es hieße das, der Detailforschung auf diesem Gebiete eben in dem Moment, da sie sich zu größeren Auffassungen erweitert, ungebührlich vorgreifen. Soviel aber läßt sich doch jetzt schon sagen, daß es in der Tat gelingen wird, eine für alle Kinder der Welt geltende Reihenfolge von psychogenetischen Entwicklungsstufen aufzustellen, und daß sich in die höheren dieser Stufen der Charakter der uns bekannten frühesten phylogenetischen, und das heißt kulturellen Entwicklungsstufen bis zu dem Grade wird einreihen lassen, daß dadurch das völkerkundliche Material in einen Verlauf relativer Entwicklungsstufen gespalten werden wird. Die Forschungen auf diesem Gebiete stehen noch in den Anfängen, aber schon darf man sagen, daß sie Großes versprechen, und schließlich führen sie nicht nur zur genaueren Erkenntnis jener Kulturstufen, für die heute noch direktes Forschungsmaterial vorliegt, sondern noch über sie hinaus in viel niedrigere Formen menschlicher Psychogenese, von denen dann der Weg durch physiologische Forschungen zu den Lebensformen der Menschen zu finden sein wird, die in früheren geologischen Entwicklungsstufen der Erdrinde unserer Welt gelebt haben.

Spannen sich somit auf dem Gebiete der Durcharbeitung der niedrigen Kulturen die Aussichten der Forschung aufs weiteste, und erscheinen die Wege, welche zu ihrer Durchführung zu beschreiten sind, schon einigermaßen erhellt, wenn auch gewiß noch nicht überall einfach gangbar, so liegt die Frage nach dem Verlaufe der allerhöchsten Entwicklungs-

stufen und damit — vielleicht — die Frage nach den Grundzügen menschlichen Verfalls bei weitem mehr im Argen. Die Zahl der Kulturen, welche in diese Höhe und Übereife hineinführen, ist zunächst verhältnismäßig gering. Man kann an Rom in seiner spätesten Zeit, an Byzanz, an einzelne Perioden der indischen Geschichte und vielleicht an China in dem Jahrtausend nach der T'angdynastie denken; dazu könnten auch die Verfallserscheinungen gewisser isolierter städtischer Kulturen, wie z. B. der venezianischen, untersucht werden. Allein schon bei dieser Auswahl von Kulturen und Völkern ergibt sich eine Fülle von Bedenken. Würde es nicht nötig sein, daß mindestens die Vorgeschichten der hier in Betracht kommenden Zeitalter mit untersucht würden? — die chinesische Kulturgeschichte aber bis einschließlich der T'angdynastie und die ganz frühe Geschichte der indischen Kultur auch noch hinweg über die urzeitlichen Jahrhunderte? Nur auf dem Wege der Einzelforschung, wie denn das einzelne Volk zunächst in durchaus isolierter Betrachtung der Bearbeitung unterworfen werden muß, scheint das Problem gefördert werden zu können. Und selbst dann noch bestehen Bedenken. Erinnern wir uns nur der heute in medizinischen Kreisen noch immer fortgesetzten Diskussion über die Frage, ob unsere eigene europäische Zeit von heute eine Periode schon des Verfalls bedeutet oder nicht. Vorübergehende psychopathische und nervöse Erscheinungen, die häufig nur gleichsam Kinderkrankheiten im Sinn einer höheren Entwicklung zu mehr fortgeschrittener Kultur bedeuten, Zeiten z. B. innerhalb der deutschen Geschichte der Empfindsamkeit und des

Abbildung 27. St. Gallen Stiftsbibl., Cod. 204, S. 2; wohl 12. Jh.

Sturms und Drangs oder jüngst in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts der Reizsamkeit, können von Zeitgenossen und selbst schon entfernteren Forschern nur zu leicht in einer zu eng begrenzten Betrachtung ihres Verlaufs als Zeiten des Verfalls angesehen werden, während eine breitere Anlage historischer Indikation gerade das Gegenteil zu behaupten vermag. Man wird also auf diesem Gebiete sehr vorsichtig sein müssen und sich nur tappend weiterfinden können: so lehrreich auch gerade die Bearbeitung dieser Fragen der Gegenwart erscheinen mag.

## 3. Kapitel.

## Grunderscheinungen und Abwandlungsvorgänge des Normalverlaufs.

Ueberschauen wir alles, was in dem vorigen Kapitel behandelt worden ist, und suchen wir den Gesamtinhalt auf eine letzte Formel zu bringen, so wird dies in der Richtung zu geschehen haben, daß Klarheit über das geschaffen wird, was moderner historischer Sinn mit Rücksicht auf letzte Fragen weltgeschichtlicher Entwicklung sein kann. Nehmen wir das Problem in diesem Umfange, so muß zunächst bemerkt werden, daß uns der heutige Stand der Forschung ein genügendes Urteil zunächst nur über die innere Richtung der Entwicklung irgendwelcher großer menschlicher Gemeinschaften an die Hand gibt. Darüber hinaus schon den gesamten Entwicklungsgang der Weltgeschichte übersehen zu wollen, ist nicht so sehr aus dem oft angeführten Grunde verfrüht, weil wir von diesem Verlauf doch nur eben einen Teil kennen, als vielmehr deshalb, weil die

Meinungen über die Entwicklung der Teilverläufe wenigstens im einzelnen bisher noch so wenig geklärt sind, daß es gefährlich sein würde, über diese eng begrenzte Masse hinaus schon eine Gesamtperspektive zu wagen, es sei denn, diese beschränke sich auf die Definition ganz allgemeiner Ziele, wie sie etwa in den Worten Humanität oder Freiheit und dergleichen angedeutet sind.

Selbst für das Entwicklungsprinzip der Vorgänge, welche den regulären geschichtlichen Verlauf einer großen menschlichen Gemeinschaft, namentlich der Nationen darstellen, wird man sich, so deutlich das Prinzip an sich vorliegt und so unbedingt es sich aufdrängt, doch nur schwer in einer bestimmten Definition einigen können. Der Grund hierfür leuchtet aus dem, was in dem vorigen Kapitel über den Kern des Seelenlebens gesagt ist[1], ohne weiteres ein. Solange nicht feststeht, an welcher Stelle auf der ungeheuren Bühne des zeitweiligen aktuellen Seelenlebens die eigentlich zentralen Erscheinungen dieses Lebens zu suchen sind,

---

[1] Siehe S. 131 ff.

Die Entstehung der plastischen Vorlage des hier abgebildeten Porträts schildert die Österreich. Reimchronik v. 39 125 ff. (MG. Deutsche Chroniken V, 1, 508—509) folgendermaßen:

ein kluoger steinmetze
ein bild sûber und rein
ûz einem merbelstein
schône het gehouwen.
wer daz wolde schouwen,
der muoste im des jehen,
daz er nie bild hiet gesehen
einem manne sô gelîch:
wand sô der meister kunsterîch
dheinen gebresten vant,
sô liuf er zehant,

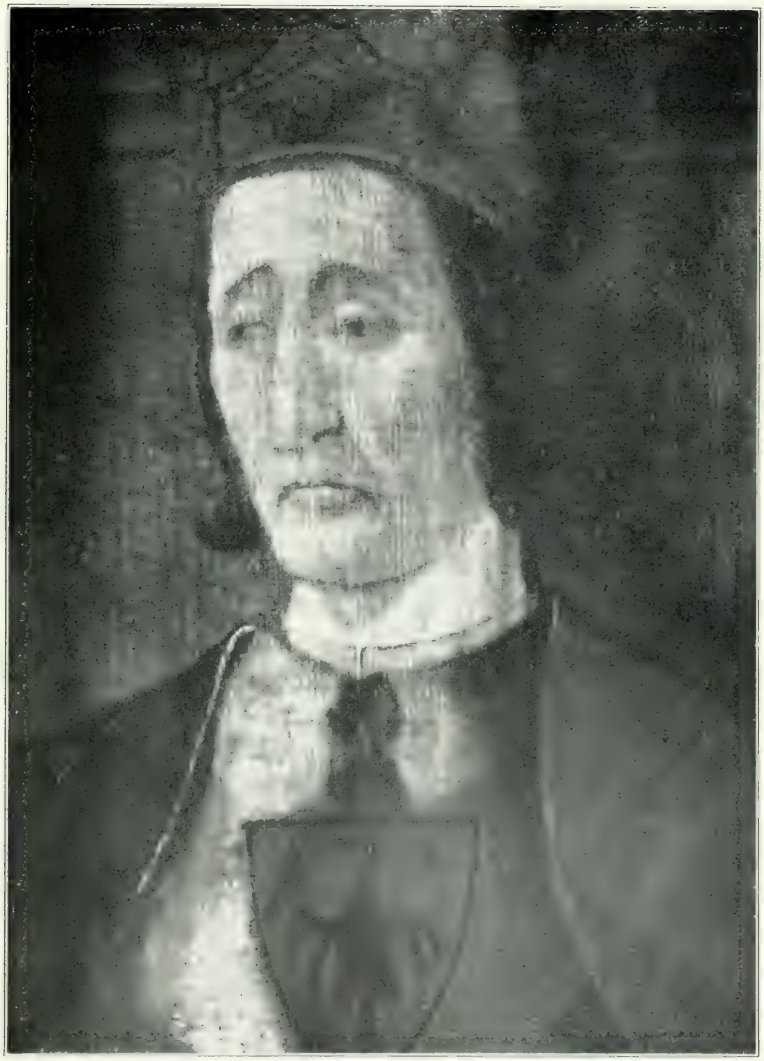


Abbildung 28.

Aus den Bl. für Landeskunde von Niederösterreich, Band 16, S. 431.

solange wird es auch schwer sein, zu genauen begrifflich genügenden zeitlosen Vorstellungen über den innersten Kern

---

dâ er den kunic sach,
unde nam darnâch
die gestalt hie ab,
die er dort dem bilde gap.
under andern dingen
lât iu ze liehte bringen
einen albaeren sit,
der dem meister wonte mit:
er het sô gar gevedemt
und in sîn herz begedemt
al des kuniges gestalt,
daz er die runzen zalt
an dem antlutze,
daz het der meister nutze
allez gemarht.
und dô daz bilde wart gewarht,
als er sîn het gedâht,
nû het den kunic brâht
gebreste manicvalter
und allermeist daz alter,
daz der kunic hêr
einer runzen mêr
an dem antlutze gewan;
daz wart dem meister kunt getân.
der huop sich ûf sin strazen
und liuf hinz Elsâzen,
dâ der kunic dô was:
dâ nam er ûz und las
an den sachen die wârheit,
als man im het geseit.
und dô er daz ervant
dô kêrt er zehant
gegen Spîre wider
und warf daz bilde nider
unde macht ez aber gelîch
Ruodolfen dem kunic rîch.

der Entwicklung dieses Seelenlebens zu gelangen. Dieser Zustand schließt indes nicht aus, daß auf anschaulichem Wege der allgemeine Gang richtig skizziert werde. Und da läßt es sich denn mit unbedingter Sicherheit sagen, daß im Verlaufe großer menschlicher Entwicklungen eine Steigerung der Intensität des ursprünglichen Seelenlebens in dem Sinne eintritt, daß immer weitere Seiten dieses Seelenlebens in das Bewußtsein gehoben werden. Die alttestamentliche Weisheit, die der Geschichte vom Baume der Erkenntnis zugrunde liegt, bewahrheitet sich. Und dabei läßt sich beobachten, daß die Steigerung der psychischen Intensität in den verschiedenen menschlichen Gemeinschaften ständig in derselben Richtung und dementsprechend mit derselben Periodisierung der Entwicklungsstufen erfolgt, und es hat grundsätzlich den Anschein, als wenn diese Entwicklung

---

Man vergleiche hierzu das literarische Porträt des Dargestellten in der Limburger Chronik, herausgegeben von A. Wyss (MG. D. Chroniken J. IV P. I.) c. 57, S. 51. Item nu saltu wissen physonomien unde gestalt hern Conen vurgenant, want ich in dicke gesehen unde geprufet han in sime wesen unde in mancher siner manirunge. He was ein herlich stark man von libe unde wol gepersoniret unde groß von allem gelune, unde hatte ein groß heubt mit eime struben widem brunen krulle, ein breit antlitze mit pussenden backen, ein scharp menlich gesichte, einen bescheiden mont mit glefsen etzlichen masse dicke; di nase was breit, mit gerumeden naselochern; di nase was ime mitten nider gedrucket; mit eime grossen kinne unde mit einer hohen stirne, unde hatte auch ein gross brost unde rodelfare under sinen augen, unde stont uf sinen beinen als ein lewe, unde hatte gutliche geberde gen sinen frunden, unde wanne daz he zornig was, so pusseden unde floderten ime sine backen unde stonden ime herlichen unde wislichen unde nit obel. Want der meister Aristoteles sprichet in dem virden buche Ethicorum: „Non irasci, in quibus oportet, insipientis esse.“ Daz heisset also: Wer nit umb not zorn enhait, daz enist nit eins wisen rait.

Abbildung 29.

Aus dem Gebethuche des Trierer Erzbischofs Kuno von Falkenstein; Koblenz, Gymn.-Bibl.

durch keinerlei äußere Ereignisse, es sei denn durch einen Prozeß völliger Vernichtung, gestört werden könnte.

Dennoch ist dieser Entwicklungsvorgang zu immer höherer Intensität des seelischen Lebens nicht dahin zu verstehen, daß er unabhängig von äußeren Anregungen erfolge. Vielmehr scheint es, als wenn es zur Erreichung eines Zeitalters höherer Intensität stets stärkerer äußerer Anlässe bedürfe. Diese Anlässe müssen selbstverständlich, um wirksam zu werden, an sich schon psychischer Natur sein. In der Tat ergibt sich, daß sie jeweils aus starken Reizvorgängen bestehen, die aus irgendeinem Grunde massenhaft auf das bestehende Seelenleben eindringen, es zersetzen und aus ihm heraus als eine Bedingung weiteren Werdens den Keim eines neuen seelischen Zeitalters hervorgehen lassen.

Fragen wir nach der Herkunft dieser Reizvorgänge, so ist darauf von dem historischen Denken der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zumeist eine einseitige Antwort erteilt worden: man hat dafür vornehmlich Entwicklungsprozesse des Wirtschaftslebens und der sozialen Schichtung verantwortlich gemacht. In der entschiedensten Form ist das in der sogenannten materialistischen Geschichtsphilosophie von Karl Marx und den daran anknüpfenden sozialdemokratischen Lehren geschehen: da erscheint das heutige Leben geradezu als ein Produkt nur vorhergehender wirtschaftlicher Veränderungen und der daraufhin erfolgenden sozialen Umbildungen. Das Charakteristische dieser extremen Lehre ist, daß sie das psychische Moment menschlichen Geschehens vollkommen übersieht, entsprechend der geistigen Herkunft ihres Urhebers Marx aus dem Denken[1] Hegels, der seinerseits den Begriff der menschlichen Ent-

[1] Siehe S. 45 ff.

wickelung auch nur nach logisch-dialektischen, nicht nach psychologischen Gesichtspunkten meisterte. Indes noch weit hinaus über die sozialdemokratische Lehre ist auch in der sogenannten bourgeoisen Geschichtschreibung die Neigung, geistige oder sittliche Vorgänge in breitester Art aus wirtschaftlichen oder sozialen abzuleiten, heute weit verbreitet; so ist es z. B. heute die Regel, in der Entwickelung des Lehenswesens, jener weitverbreiteten Verfassungsform mittelalterlichen Staatslebens, die Grundveranlassung nicht so sehr in dem Treubegriff, wie in den Reflexen naturalwirtschaftlichen Wirtschaftslebens zu sehen. Wir erleben hier eine Einseitigkeit der Meinungsbildung, wie sie namentlich in der Geschichte der Wissenschaft germanischer Völker mit ihrer stark pathetischen, zu Extremen geneigten Anschauungsweise häufig ist: die einmal die Strömung des Tages beherrschenden Ansichten werden jeder Art von Vorgängen, auch den allerentferntesten, schließlich angeheftet. So ist z. B. in der Reformationszeit kaum irgendein Vorgang oder Gegenstand wahrzunehmen, der nicht in theologische Beleuchtung gerückt worden wäre. Wurde doch in diesen Zeiten selbst die Politik von Hoftheologen besorgt, wie denn das geltende innerpolitische System des patriarchalischen Absolutismus sich auf die biblischen Anschauungen der Reformatoren gründete. In unserem Falle wird es eine der wesentlichen Aufgaben schon der nächsten Zeit geschichtlicher Forschung sein, die Einseitigkeit einer bloß wirtschaftsgeschichtlichen oder allenfalls noch sozialgeschichtlichen Betrachtung der Dinge zu beseitigen; der starke Betrieb vornehmlich sittengeschichtlicher Forschungen wird hier von wesentlichem Nutzen werden.

Richtig indes an der heutigen Zeitauffassung ist dies, daß Reizvorgänge, welche der inneren Entwickelung eines bestimmten Volkes verdankt werden, in der Tat vielfach

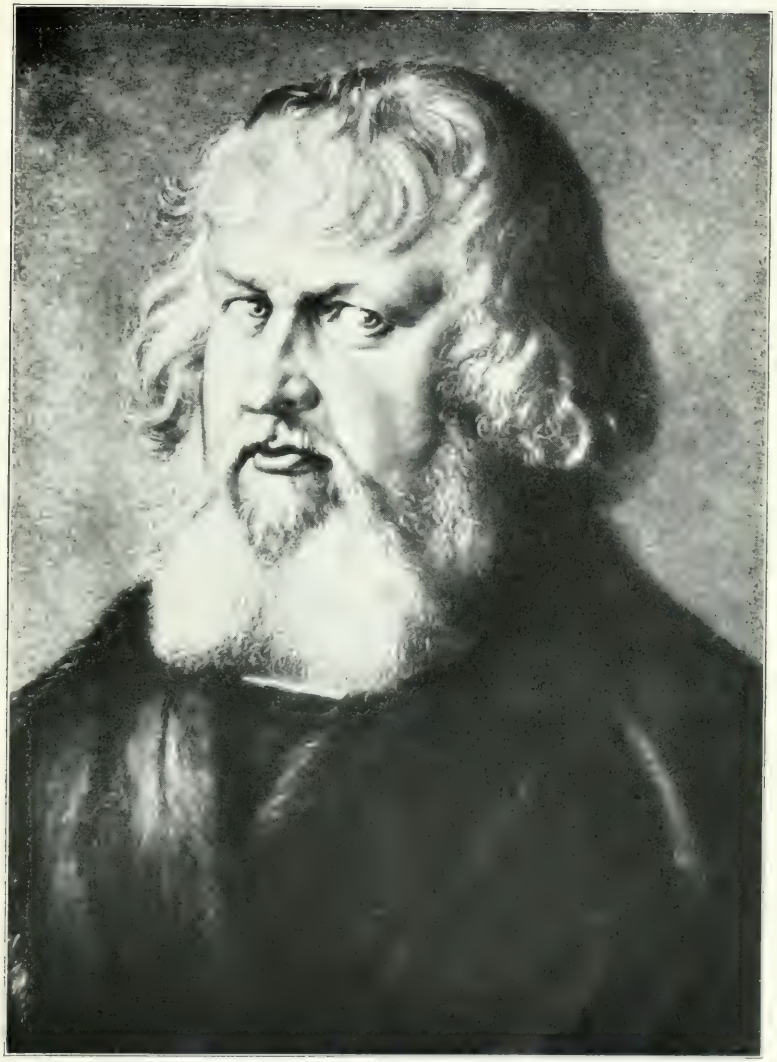


Abbildung 30.
Albrecht Dürer, Holzschuer-Bildnis.

vom Wirtschafts- und Gesellschaftsleben ausgegangen sind, so wie Reizvorgänge unseres individualpsychischen Lebens sehr häufig dem mehr vegetativen Leben unseres Organismus ihren Ursprung verdanken. Neben Reizen dieser Art stehen indes ganz zweifelsohne zahlreiche Massenreize aus anderer Veranlassung, mögen sie nun naturgeschichtlichen oder menschheitsgeschichtlichen Einwirkungen verdankt werden: dahin gehört z. B. der Eindruck großer Naturereignisse oder die Verpflanzung eines Volkes in neue räumliche Verhältnisse; dahin gehören gewaltige Anstöße aus dem geschichtlichen Leben der Nachbarnationen heraus, wie sie z. B. für Europa aus der Reformation, der französischen Revolution oder der deutschen Romantik her erfolgt sind. Dahin gehören auch solche Ereignisse schlechthin universalgeschichtlichen Charakters, wie die neue Kenntnis der Welt, die dem sogenannten Zeitalter der Entdeckungen und den letzten Menschenaltern der jüngsten Vergangenheit verdankt wurde. In allen diesen Fällen stürzen auf diejenigen großen menschlichen Gemeinschaften, die überhaupt in Mitleidenschaft gezogen werden, unendliche Summen neuer Eindrücke rasch herein; sie revolutionieren und zerstören zum Teil die bisherige psychische Haltung und geben dadurch Anlaß zu Neubildungen.

Man würde sich aber täuschen, wollte man diese Neubildungen als etwa durch das besondere Wesen der eingetretenen Reizmassen charakterisiert denken. Gewiß färbt von dem Charakter dieser Reizmassen immer einiges ab. So ist z. B. der Verlauf des Zeitalters des Individualismus wenigstens in den Anfängen speziell religiös und theologisch gekennzeichnet gewesen. Im ganzen aber trägt das neuentstehende Zeitalter nicht den spezifischen Charakter solcher Auslösungsanlässe, sondern folgt vielmehr hartnäckig dem Prozesse einer allmählichen Entfaltung der psychischen Po-

tenzen der Gesamtheit zu den Lebensformen höherer Intensität. Aus diesem Verlaufe ergibt sich denn auch, daß die Erscheinungen, in denen das eine Zeitalter in das andere übergeht, in großer Regelmäßigkeit dasselbe Bild aufweisen, ein Bild, dessen wesentliche Züge eben nur immer wieder dem allgemeinen psychischen Reizvorgang, nicht aber dem spezifischen und speziellen Reizanlaß im einzelnen Falle verdankt werden. Führen wir uns dieses Bild im einzelnen vor, so ist schon gesagt worden, daß die erste Erscheinung, die immer wieder auftritt, in der Zerstörung des zumeist wohlabgerundeten Zusammenhangs des noch geltenden älteren Kulturzeitalters besteht. Es bilden sich zunächst Reaktionsgefühle gegen die bestehenden Verhältnisse, gegen die alten Dominanten, denen man sich nicht mehr fügen will, und aus dieser Reaktion her geht man nicht selten geradezu mit einer gewissen Barbarei, mit einer Art von Vandalismus, wie er sich namentlich in der Zerstörung der Kunstdenkmäler der ablaufenden Periode zeigt, gegen das Alte vor. Dann entfaltet sich in dem Chaos, das nunmehr zu entstehen beginnt, leise der Keim des Neuen. Bis dahin unbekannte Gebilde des Seelenlebens, Dinge, die man in früheren Zeitaltern vielleicht nur den untergeordneten nervösen Partien des Seelenlebens zuschrieb, wenn man sie überhaupt kannte, werden immer allgemeiner aufgedeckt. Mit den Kräften dieser neuerkannten und ins Bewußtsein gehobenen Motive wird die Erscheinungswelt in anderem Sinne als bisher umfaßt und zu bewältigen versucht. Ein Naturalismus bisher unbekannter Form tritt auf; der Mensch der Untersuchung und der Forschung, nicht des autonomen und schöpferischen Abschlusses, ist der Held des Tages, und als Errungenschaften erscheinen neue Arten der Wiedergabe der äußeren Welt, der Natur und des inneren seelischen Lebens. Indes, diese Phase des Übergangs, wie sie zu-

meist mit der Äußerung starker Affekte und Enthusiasmen verknüpft ist, geht doch bald ihrem Ende entgegen. Die naturalistische Entdeckung einer neuen Welt erschöpft sich,

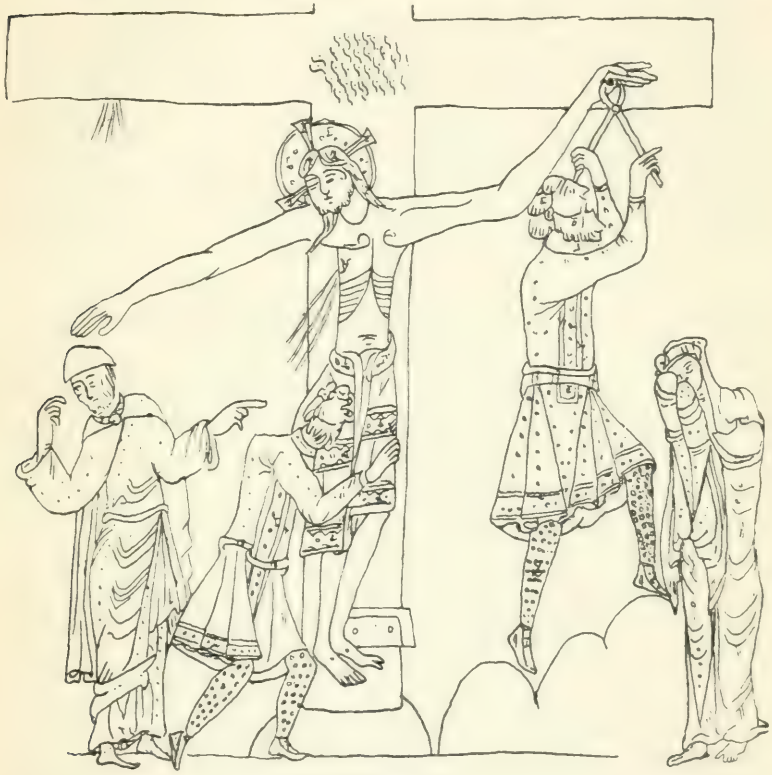


Abbildung 31.
München Hofbibl., Cod. lat. 13067, Bl. 17 v.; 11.—12. Jh.

die entdeckte wird in bestimmte Rahmen gefaßt und zu bestimmten Mitteln des Ausdrucks verarbeitet. Eine neue Palette gleichsam entsteht, mit der man die Welt der Natur und des Menschen malt; eine neue Begriffswelt baut sich auf dieser Entwickelung auf; die Sprache wird eine

andere und ein in sich abgeschlossenes Ausdrucksmittel der neuen Psyche: kurz, man gewöhnt sich an die emporgetauchte neue Welt und richtet sich in ihr ein. Indem dies aber geschieht, beginnt man diese Welt alsbald auch zu beherrschen. Künstler und Forscher treten auf, welche die neuen Ausdrucksmittel mit genialer Sicherheit handhaben. In den freien Schöpfungen des geistigen Lebens werden die Möglichkeiten eines durchgehenden, alle früheren Entwickelungsstufen überragenden Idealismus ausgearbeitet, und im Gebiete der Wissenschaften erhebt sich eine Periode großer Zusammenfassungen und weiter Übersichten, wie sie ebenfalls ohne Einschlag besonderer persönlicher Schöpfung kaum möglich ist. So wird der Naturalismus durch einen Idealismus abgelöst, indem das neue Zeitalter die Höhe seiner Gesamtentwickelung findet; denn was darauf noch folgt, besteht im wesentlichen nur in der Einheimsung und Sicherung der bisher gewonnenen Ergebnisse. Das Pathos und die Leidenschaft, die Tiefe innerer Erhebung des Schaffens, welche bis dahin die Entwicklung des neuen Zeitalters begleitet hat, erschlafft und verhallt. An die Stelle tritt das sorgsame Sichten und Buchen des Verstandes. Es sind Zeiten, in denen das wissenschaftliche Denken sich in das einzelne vertieft bis hin zu den innersten Wahrheiten des neuen Zeitalters, die nunmehr nicht mehr erkämpft zu werden brauchen und darum als unverbrüchlich gelten, als ein System großer Weltanschauung wie gleichsam für die Ewigkeit aufgebaut. Es sind Zeiten, in denen die eigentliche Phantasietätigkeit verdorrt, und in denen der einzelne sich auf diesem Gebiete nur noch als Epigone der früheren Entwicklungsphasen empfindet. Es ist ein Ausgang in mehr oder minder starken Rationalismus; es ist die Ertötung des bisherigen Fortschrittes der neuen Zeit. Dunkel beginnen die Besten und Fortgeschrittensten diese Lage

zu empfinden, bis der Hinzutritt starker Reizmassen von irgendeiner Seite her von neuem eine innere Aufregung der nationalen Massen oder wenigstens der in ihnen führenden Schichten ergibt, welche die Gesamtentwicklung vorwärts drängt. Und von da ab zeigt sich denn wiederum die uns schon bekannte Reihenfolge der Entwicklungsvorgänge: Auftreten von Reaktionen gegen den bestehenden Zustand, Zerstörung der alten Dominanten, neuer Naturalismus, Erringen neuer Dominanten in einem immer gegenständlicheren Idealismus, Rationalisieren dieser Dominanten, Epigonentum, dann wieder neue Reizvorgänge und so weiter.

Es ist der geschichtliche Normalverlauf, der im vorhergehenden geschildert worden ist, soweit er sich aus den bisher genauer bekannten Beispielen ergibt. Gewiß wird diese Schilderung noch nicht abschließend sein; manches wird hinzugesetzt, manches weggelassen werden müssen. Auch handelt es sich selbstverständlich nur um eine Regel, bei der im einzelnen sehr wohl Ausnahmen und Abbrüche beobachtet werden können. Im ganzen steht indes das Bild wohl fest, denn die Zahl der Fälle, in denen wir die eingehende Reihenfolge der Vorgänge genau beobachten können, ist nicht so sehr groß; es bedarf zu solchen Beobachtungen einer sehr eingehenden geschichtlichen Überlieferung, und wo diese vorliegt, hat eine Prüfung zumeist schon stattgefunden. Alles in allem genommen gewährt also das bisher Gesagte doch eine vollständige Anschauung: man sieht, wie die ursprüngliche Entwicklungspotenz sich durchsetzt und in welch regulären Formen und unter der Einwirkung welcher Reize dies geschieht.

Nun wird man leicht erkennen, daß damit der Darwinschen Auffassung von der Entwicklung der Lebewesen ein spezifisches Bild der Entwicklung psychischer, mensch-

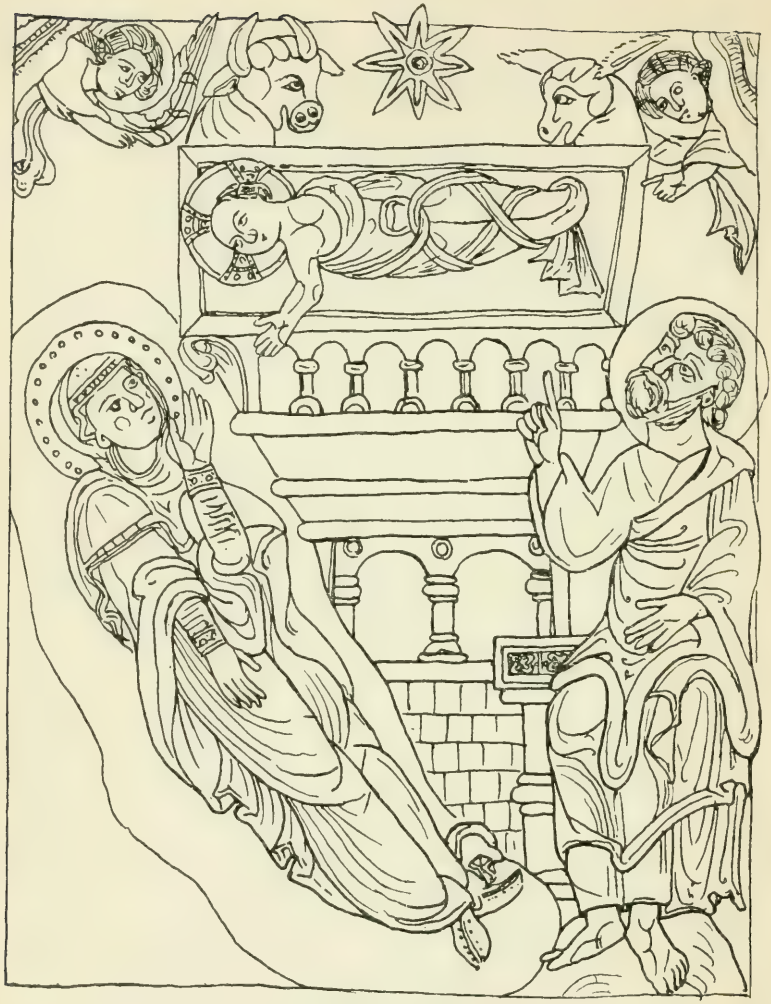


Abbildung 32.
München Hofbibl., Cod. lat. 8271, Bl. 62 v.; 12. Jh.

licher Vorgänge entgegentritt, und die Frage darf zum Schluß wohlberechtigt erscheinen: inwieweit denn die Darwinsche

Erklärung der natürlichen Entwicklungsvorgänge in diesem Bilde Platz finde oder aber seiner ganzen Konstruktion und seinen Einzelzügen entgegenstehe. Bei Darwin handelt es sich bekanntlich, roh gesprochen, um eine Lehre von der Anpassung und eine Lehre von der Vererbung. Lassen sich nun in dem soeben gezeichneten Bilde Anpassungsvorgänge im Sinne von Darwin wahrnehmen? Im einzelnen gewiß; im Aufbau des Ganzen aber nicht. Die entwicklungsgeschichtlichen Zeitalter folgen regelmäßig aufeinander, gleichgültig welcher Art die Reize waren, die sie auslösen, und allerhöchstens in ihrer leichten Färbung im Sinne dieser Reize könnten Spuren von Anpassung gefunden werden. Das alles schließt freilich nicht aus, daß im einzelnen, in einigen Erscheinungen, deren Umfang später einmal noch genauer zu definieren wäre, trotz aller Geradlinigkeit der potenziellen Entwicklung auch Anpassungsvorgänge eine Rolle spielen könnten. Ähnlich wie mit der Lehre von der Anpassung steht es aber auf geschichtlichem Gebiete besonders auch mit der Lehre von der Vererbung. Auch hier kann gegenüber den entwicklungspotenziellen Vorgängen höchstens von Nebenwirkungen gesprochen werden.

Wir haben diese Auseinandersetzung nicht scheuen dürfen, weil sie zu wesentlich ist für die Geschichte des geschichtswissenschaftlichen Denkens der letzten Jahrzehnte. Inzwischen freilich ist seit geraumer Zeit die Naturwissenschaft selbst über die Theorien Darwins von der Entwicklung der Arten — die man ja mit der Deszendenztheorie nicht verwechseln wird; diese steht fest und unverrückt — hinweggegangen. Das Prinzip des mechanischen Aussiebens ist von der Höhe eines allgemeinen Erklärungsprinzips zu der Stufe eines mitwirkenden Faktors herabgesunken, und zentral ist eine Anschauung, die, inauguriert

durch Vries' Mutationstheorie, nicht mehr mechanisch, sondern gleichfalls entwicklungspotentiell charakterisiert ist.

Das Ergebnis aber, das sich bei der Gegenüberstellung der Theorie Darwins und des von uns entworfenen Bildes herausstellt, ist nicht auffallend. Die grundsätzliche entwicklungspotentielle Geradlinigkeit verbunden mit der je nach Intensität und Qualität auslösender Reize verschieden starken und verschieden gearteten formalen und inhaltlichen Assimilation: diese Verbindung veranschaulicht man sich leicht, wenn man auch hier wieder einmal nur vergleichshalber und darum nicht im Beginn aller Erörterungen, sondern gegen deren Schluß den Verlauf der individualpsychischen Entwicklung heranzieht. Auch bei der Einzelperson finden wir die Entfaltung vom Kinde zum Knaben, vom Knaben zum Jüngling, vom Jüngling zum Manne und vom Manne zum Greise, ohne daß die Vorgänge der Anpassung oder der Vererbung an diesem Verlauf im ganzen etwas zu ändern imstande wären. Aber auch hier werden wir nicht bestreiten wollen, daß für das Schicksal des Individuums im einzelnen Anpassungs- und Vererbungsvorgänge von einiger Bedeutung sein können.

Das aber ist klar, daß sich die Geschichtswissenschaft neben — und mit! — dem Gesichtspunkte der Geradlinigkeit gerade und besonders mit der allgemeinen und besonderen Untersuchung der verschiedenen Anpassungen und Assimilationen (Anpassungs- und Vererbungserscheinungen) zu beschäftigen hat. Es ist der Typ der Entwicklung, d. h.: die typische Form, die psychische Struktur der typischen nationalen Entwicklung, die in diesem Kapitel oben geschildert worden ist. Und davon ist die jeweils auftretende Wirklichkeit ebenso zu unterscheiden, wie die inhaltliche Besonderheit individueller Lebensläufe von der ihnen gemeinsamen Form biologischer Entwicklung. Dabei ist nun

aber theoretisch die Frage offenbar die: ob und wie weit dort, wo es sich um charakteristische Besonderheiten der Nationen handelt, diese Besonderheiten als Anpassungen für uns erfaßbar seien.[1]

Die Frage könnte nach einfachen logischen Erwägungen leicht beantwortet werden; indes ergibt wohl jede reife historische Erfahrung, daß mit einfacher Logik an sich auf Gebieten wie dem hier vorliegenden überhaupt nichts erreicht werden kann. Die Erscheinungen, von denen hier gesprochen wird, sind letzten Endes psychisch, sie folgen ihren eignen, vielfach noch nicht erkannten Gesetzen, und so lassen sich allgemeine Schlüsse hier niemals aus Begriffen und aus logischen Erwägungen erhalten, sondern können nur einer intensiven Betrachtung der Wirklichkeit entnommen werden. Deduktiv von Anpassung und Vererbung und den damit in Verbindung stehenden Begriffen von Rasse und Nation zu reden, ist leicht und bei den besonderen Neigungen der Gegenwart für diese Gebiete augenblicklich auch unterhaltend. Wirklich schlüssige Betrachtungen werden nur einer sehr harten Durcharbeitung gewaltigen historischen Materials entnommen werden können.

Überschauen wir von diesen Gesichtspunkten aus das Problem, so wird es sich um letzte Lösungen einstweilen gar nicht handeln können, und somit ist auch das Urteil über diese zu vertagen. Der Induktion aber treten alsbald gewisse einfache Formen von Strömung oder Beeinflussung des historischen Normalverlaufs gegenüber, die an sich immerhin schon so verwickelt sind, daß sie auf lange Zeit ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln werden.

Da sind zunächst die räumlichen Einwirkungen: also

[1]) Die Auseinandersetzungen auf S 149—152 sind, wie hier ausdrücklich festgestellt werden mag, mehrfach durch mit Herrn Dr. Goldfriedrich gepflogene Erörterungen hindurch gegangen.

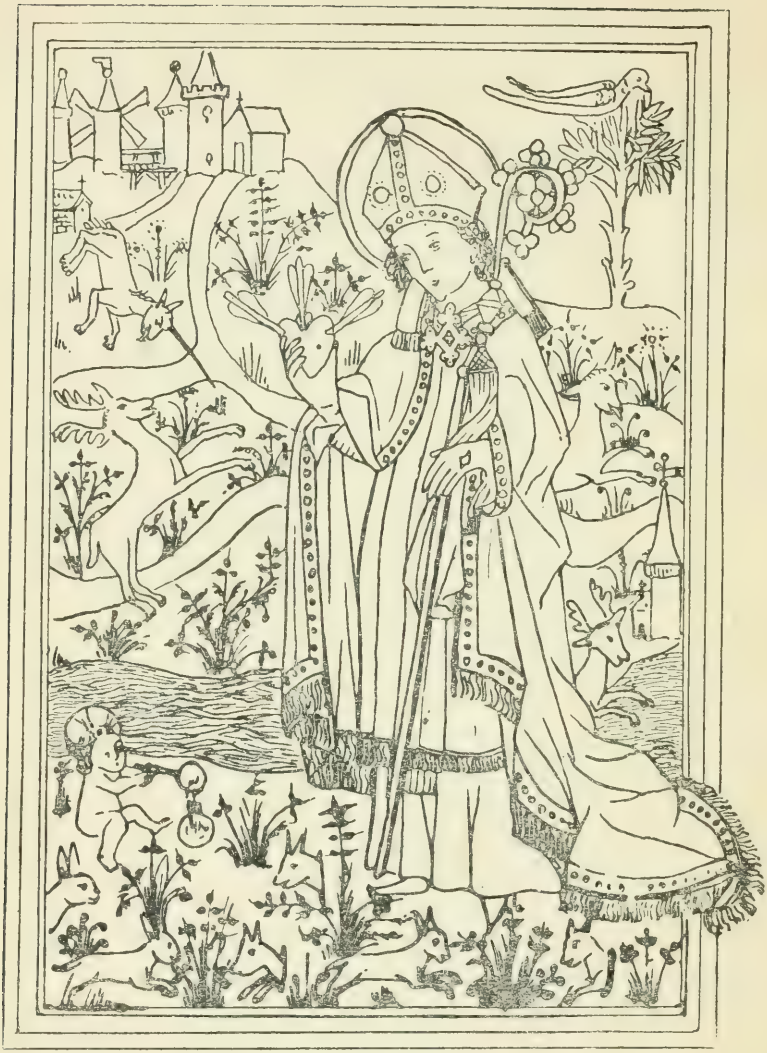


Abbildung 33.

Aus einer niederrhein. Hs. in Privatbesitz; 15. Jh.

Klima, Bodenkonfiguration, besondere Art der geographischen Lage überhaupt und dergleichen. Wir haben schon früher gesehen, wie sie nicht so sehr als Ursachen, denn als Bedingungen des geschichtlichen Lebens anzusehen sind. Aber die logische Linie zwischen Ursache und Bedingung verläuft ja bekanntlich überaus fein, und immer wieder wird man sich bestimmt glauben, in allerdings anthropomorpher Form oder wenigstens im Gewande der uns geläufigen Sprache in den geographischen Bedingungen ursächliche Einwirkungen zu wittern. Dies vorausgesetzt, kann man vielleicht von zwei Hauptformen räumlicher Einwirkungen sprechen, von einer qualitativen, welche den nationalen Verlauf gleichsam individualisierend und modellierend beeinflussen kann und dadurch seinen Charakter bestimmt, und von einer quantitativen, die auf die Massenhaftigkeit, namentlich aber auf den mehr oder minder raschen Ablauf der Erscheinungen aufhaltend oder fördernd wirkt und somit geeignet ist, das Tempo der nationalen Entwicklung mitzubestimmen. Nehmen wir für beide Erscheinungen als Beispiele Griechenland und Ägypten. Da braucht für Ägypten wohl kaum ausgeführt zu werden, wie stark der Charakter der nationalen Entwicklung schon durch die isolierte Lage, dann die Einheitlichkeit des Verlaufs in einem einzigen Flußtal, weiter die Eigenheiten des Nils und die ganze subtropische Umgebung bestimmt ist. Daß aber auch das zeitliche Maß der nationalen Entwicklung mit diesen geographischen Bedingungen zusammenhängt, ist ebenfalls wohl noch von niemandem bezweifelt worden. Der durch den Nil so überaus sicher bestimmte und auf einen Turnus von langen Zeitmaßen eingerichtete Umtrieb des Wirtschaftslebens erlaubt von vornherein nur ein Tempo, das dem Leben etwas Stabiles und der gesamten Entwicklung auf den ersten Anblick fast sogar den Eindruck völliger Gleich-

mäßigkeit gibt. Wie anders dagegen Griechenland. Es ist hier nicht die Absicht, den oft durchgeführten gegensätzlichen Vergleich zu Ägypten nochmals vorzutragen; zur unmittelbaren Sicherheit aber wird es für jeden, der den Schauplatz der griechischen Geschichte kennt, daß die ungeheure Buntheit und Differenzierung der geographischen Bedingungen, die in Attika schon ganz anders liegen als in Megara und in Megara wiederum bereits ganz anders als in Argolis, ja fast schon Korinth, von anderen Landschaften nicht zu reden, den Charakter der griechischen Geschichte in der Richtung starker Individualisierung wesentlich bestimmt hat. Dadurch war aber wiederum auch der rapide Verlauf der griechischen Geschichte gegeben. In dieser Hinsicht werden die Hellenen wohl kaum von irgendeinem anderen Volke der Erde erreicht oder übertroffen. Wie ein glänzendes Feuerwerk steigen die Jahrhunderte großer Kulturzeitalter in der griechischen Geschichte auf und verbreiten in dem reißenden Verlaufe ihres Aufflackerns und Untergehens und ihrem damit verbundenen Verbrauch einer erstaunlichen Masse schöpferischer Geister einen Glanz, der geschichtliche Köpfe immer wieder anziehen und mit Bewunderung erfüllen muß.

Neben den räumlichen Beeinflussungen des Normalverlaufs sind die zeitlichen noch lehrreicher, weil echt menschlich. Denn dies ist eine der echtesten menschlichen Eigenschaften, daß es uns gegeben ist, geistige Ergebnisse unserer Entwicklung weithin über Raum und vor allem Zeit zu transportieren und dadurch eine Kontinuität der menschlichen Entwicklung herzustellen, deren Freiheit und Größe jedem anderen Lebewesen versagt ist. Auf diesem Gebiete liegt die besondere Bedeutung der mündlichen Tradition, der Sprache, der Schrift und des Denkmals. Jedoch mit diesen Vehikeln menschlicher Überlieferung sind die For-

men, in denen eine solche Entwicklung vor sich gehen kann, noch in keiner Weise erschöpft; es würde eine wichtige und schöne Aufgabe historischer Forschung sein, einmal die verschiedenen Möglichkeiten der Übertragung, soweit eben zunächst nur das Werkzeug der Übertragung in Betracht kommt, eingehender festzustellen. Ein Gebiet außerordentlicher historischer Erfahrung kann sich hier erschließen, von dem man bisher nur obenhin aus einigen allgemeinen Beobachtungen her zu reden imstande ist. Fassen wir, was hier zu sagen wäre, sogleich mit Rücksicht auf das Schlußproblem zusammen, bei dem es sich nicht mehr um den Charakter der Vehikel, sondern um die Grade der Übertragbarkeit menschlicher Kultur handeln kann, so wäre etwa folgendes auszuführen. Am schwersten zu übertragen sind die Errungenschaften und die Formen der sogenannten materiellen Kultur, vor allem also des Wirtschaftslebens, dann aber auch der sozialen Entwicklung. Anfangs, in den okkupatorischen Formen der Jagd und des Nomadentums einem bestimmten Boden kaum einverleibt, können sie freilich in der Person der Träger des Wirtschaftslebens Gebiete weiter Kultur überschwemmen und im höchsten Grade zerstörend wirken. Dann aber, in den verschiedenen Formen des Ackerbaues bestimmten geographischen Bedingungen fest einverleibt, haften sie am Boden und werden von diesem so umstrickt, daß sie auch in geldwirtschaftlichen Zeiten nur schwer daraus gelöst werden können. Es ist dies eine Beobachtung, die wir selbst heute, in der Zeit modernster Wirtschaftsentwicklung noch machen können, obwohl diese mit technischen Formen arbeitet, die sich fast jeder klimatischen Einwirkung entziehen. Denn die modernen Fabriksysteme lassen sich gleichwohl nur mit Schwierigkeiten selbst in verhältnismäßig adäquate Kulturgebiete übertragen; und nur die völlig akklimatischen Formen des Verkehrswesens

(drahtloser Telegraph, Kabel, Dampfschiff und bis zu einem gewissen Grade auch Eisenbahn) bezwingen die Welt. Auch die Formen der Gesellschaftsentwicklung erweisen sich nur schwer übertragbar, wenn nicht sehr entsprechende Voraussetzungen verwandter sozialer Entwicklung in dem auf-

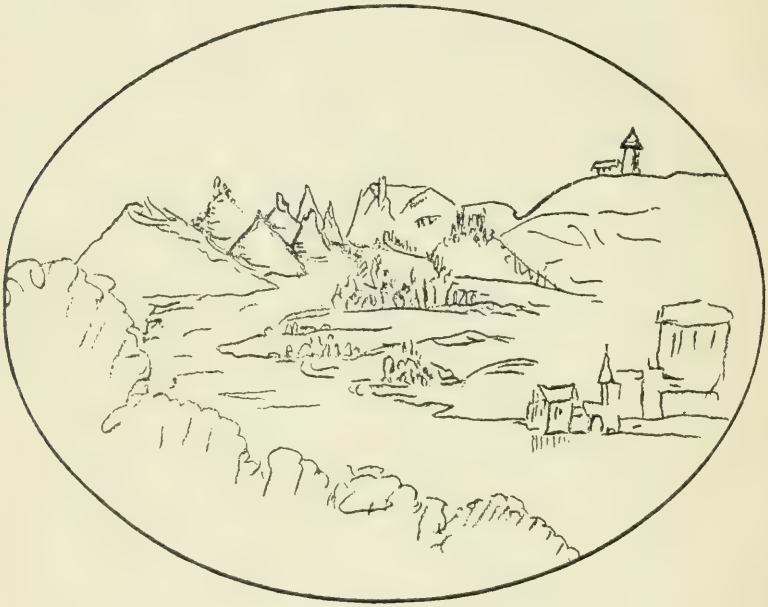


Abbildung 34.
Köln, Museum, Kölner Schule Nr. 197.

nehmenden Volke vorhanden sind. Und auch da ist eine Übertragbarkeit wenigstens durch die Zeiten hin nicht häufig und eigentlich nur für kleinere Schichten, insbesondere führende Kreise häufiger. Schon leichter übertragbar ist dann das Recht, insbesondere wenn es zu großen Kodifikationen, zu einheitlichen Darstellungen gelangt ist, oder wenn es als öffentliches Recht seinen Ausdruck in einer Ver-

fassung erlangt hat. In hohem Grade aber übertragbar sind doch erst die Errungenschaften und Formen der sogenannten geistigen Kultur, vor allen Dingen alles dessen, was an Denken und Dichten mahnt. Da klebt innerhalb der Phantasietätigkeit die bildende Kunst allerdings noch am Stoffe, und nur die Werke der Kleinkunst wandern im allgemeinen Auswirken von Zeitalter zu Zeitalter. Auch die Schöpfungen der Musik sind zeitlich nicht in dem Grade, wie man denken sollte, übertragbar; denn überall, wo sich für ihre Ausführung ein Instrument dazwischenschiebt, gehen die Formen dieses Instrumentes und seine besonderen musikalischen Eigenschaften nur zu leicht verloren, und selbst die menschliche Stimme, die anscheinend invariable, ist außerordentlichen Möglichkeiten der Modulation unterworfen, die ihren besonderen Ausbildungscharakter in einer gegebenen Zeit nur schwer auf eine folgende übertragen lassen. Wie anders steht es da schon auf dem Gebiete der Dichtung! Wahrhaft große Schöpfungen eines Poeten sind, menschlich zu reden, fast für die Unsterblichkeit geschaffen. In allen Zeiten späterer Kulturen, welche der kulturellen Höhe der einstigen Entstehungszeit entsprechen, flammen sie von neuem auf, und solche Stoffe, denen es vergönnt ist, durch mehrere, namentlich jugendliche Zeitalter hindurch in leise veränderten und dadurch immer universaler werdenden Formen fortzuleben, sind imstande, fast jedes spätere Zeitalter zu fesseln. So haben die großen Sagenkreise ihr zähes, kaum durch irgendeinen Scheintod unterbrochenes Leben erlangt, und auch uns leuchtet noch die Sonne Homers. Über diesen Kreis hinaus führt aber noch die Welt des Denkens. Schon große Philosophen können als unsterblich betrachtet werden. Wer wird nicht mit Verwunderung von dem frühen Aufleben des Aristoteles und Plato in den Kulturen des europäischen Mittelalters gehört haben? Oder

von der Zähigkeit, mit der sich die Lebensweisheit des Confucius in den ostasiatischen Völkern erhalten hat? Da aber, wo der Gedanke, scharf konzentriert und mit allen Seiten unseres Seelenlebens verknüpft, sich in religiösen Systemen äußert, unterzwingt er sich vollends Raum und Zeit, wird ewig nach menschlichen Begriffen. Bei dieser Vitalität ist es dann begreiflich, daß er besondere Einrichtungen seiner Propaganda entwickelt; nichts ist auf anderen Kulturzweigen der Missionstätigkeit der Diener großer Religionen zur Seite zu stellen. Freilich, wahrhaft kraftvoll und groß ist nur die Religion, welche in langem Werden ihrer letzten Inhalte die verschiedenen Zeitalter einer nationalen Entwicklung passiert hat, so daß in ihren Erfahrungen sich die Erfahrungen von Menschen der verschiedensten Kulturhöhen konzentriert finden und aus ihnen wiederum auf die Angehörigen der verschiedensten Kulturhöhen auszuströmen imstande sind.

Man sieht, welcher unendliche Reichtum großer menschlicher Einflüsse sich von Nation zu Nation erstrecken und deren Bildungsgang mitbestimmen kann. Untersuchen wir nun zunächst einmal diejenigen Einwirkungen, welche durch die Zeiten hindurch in frühesten Übertragungen, insbesondere durch geistige Vehikel stattfinden, Übertragungen, welche wir uns in einigen wichtigen Fällen Renaissancen zu nennen gewohnt haben, ein Wort, das man erweiternd auf diese Art der Übertragung überhaupt anwenden sollte; so können wir zwei Fälle unterscheiden: Übertragungen aus fremder Zeit, von fremden Völkern, und Übertragungen aus dem eignen Volke heraus. Dementsprechend könnte man exogene und endogene Renaissancen unterscheiden.

Die bekannteste dieser beiden Arten von Renaissancen ist die exogene. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß auch nur die einfachsten Bedingungen ihres Eintritts unter-

Abbildung 35.
Albrecht Dürer, Das Meerwunder.

sucht oder gar schon Gegenstand allgemeiner geschichtlicher Erkenntnis wären. Und wie viele Fragen von außerordentlicher Bedeutung drängen sich hier auf! Ist jedes Kulturzeitalter wirklich fähig, Renaissancen irgendeines anderen Kulturzeitalters oder einzelner Strömungen aus diesem Zeitalter zu erleben? Gibt es nicht von vornherein neben kräftigen auch totgeborene Renaissancen? In welche Kategorie würde z. B. die karolingische oder die ottonische Renaissance im Verhältnis zu der großen italienischen Renaissance des 13. bis 16. Jahrhunderts oder auch zu den Renaissancen der nordalpinen Völker aus späterer Zeit zu setzen sein? Welches ist mit anderen Worten die psychische Weite, innerhalb deren sich untergegangene und aufgehende Kulturen noch als einander kompatibel erweisen? Wenn aber die fragliche Kultur aufgenommen wird, unter welch geistigen und seelischen Vorgängen geschieht das? Ist es nötig, daß sich irgendeine besondere soziale Schicht findet, die für die Aufnahme eintritt, und welche Eigenschaften hat sie für diesen Fall zu entwickeln? Ist es nötig, daß sie bis zur vollen subjektiven Identifizierung mit der Kultur fortschreiten, die sie aufzunehmen bereit ist? Dies alles sind Fragen, die in einer vergleichenden Geschichte der Renaissancen einmal ihre Beantwortung finden müssen.

Neben der exogenen Renaissance aber steht die endogene. Auch sie ist offenbar wieder besonderen Regeln, wenn nicht Gesetzen ihrer Entwicklung unterworfen. Im ganzen handelt es sich bei ihr innerhalb des Bereiches einer bestimmten nationalen Entwicklung um die bewußte umbildende Aneignung solcher Elemente der eignen Kultur, welche in früheren Zeitaltern unbewußt als eine natürliche Frucht der Entwicklung erreicht worden sind. In dieser Form hat sich z. B. die Romantik, und eine ganze Lebensseite ihrer Entwicklung beruht auf diesem Zusammenhang.

das deutsche Mittelalter und auch wesentliche Teile der deutschen Reformationszeit einverleibt, aber natürlich nicht in dem Sinne absoluter Repristination, sondern in mannigfachen Umwandlungen, die von dem Geiste ihrer eignen Periode abhängig waren. Es sind Vorgänge, die sich in analoger Weise bei jeder endogenen Renaissance wiederholen werden; sie sind aber in ihrer Ausdehnung und ihrem generellen Charakter keineswegs schon genügend begrenzt. Auch hier können nur große vergleichende Untersuchungen vorwärts führen.

Neben den bisher betrachteten zeitlichen Einwirkungen, wie sie in den Renaissancen vorliegen, steht nun aber noch eine unendliche Fülle von Einwirkungen, die man als räumlich-zeitliche bezeichnen könnte, in denen unter Umständen Kulturen sehr verschiedener Art, die räumlich nebeneinander blühen, aufeinander Einfluß erhalten können. Es ist das weite Gebiet dessen, was man Rezeption nennen kann. Auch auf diesem Gebiete wäre eine ganze Lehre von den Formen der Rezeption notwendig; sie müßte, ausgehend von der Frage der Kompatibilität der beeinflussenden und aufnehmenden Kulturen, die Entwicklung der partiellen und der totalen Rezeption in ihren regelmäßig auftretenden Phasen untersuchen. Und sie müßte sich vielleicht mit noch mehr Anstrengung jenen besonderen Formen der Rezeption zuwenden, die sich dann einfinden, wenn Völker verhältnismäßig gleicher Kulturhöhe in einen engen, ständig fortlaufenden Zusammenhang des Austausches gegenseitiger Kulturgüter eintreten: Formen, die man vielleicht nach einem bekannten physikalischen Vorgang als die der Endosmose und Diosmose bezeichnen könnte.

Doch es soll hier auf die Forderungen, welche sich aus unseren letzten Ausführungen ergeben, im einzelnen nicht weiter eingegangen werden. Forderungen sind schließ-

Abbildung 36.
Albrecht Dürer, Nürnberg von Westen (Bremer Kunsthalle).

lich Hypothesen, und über den historischen Sinn unserer Zeit ist genug gesagt, wenn wir bis in das Land der Hypothesen vorgedrungen sind. An dieser Stelle hat die Arbeit des eigentlichen Historikers einzusetzen; hier ist Pioniergebiet, und hier kann Vermutung erst allmählich durch Erfahrung ersetzt werden. Daß dabei die Vermutung sich bisweilen als ungerechtfertigt erweisen, fast in allen Fällen aber eine Umgestaltung ihrer Formulierung und ihrer Ausbildung im einzelnen erfahren wird, verschlägt nichts: gerade in dem Versuch der Anlegung von Vermutungen an noch unbekannte Wirklichkeiten vollzieht sich der Fortschritt der Wissenschaft.

Wir aber verharren hier auf dem Gebiete des Errungenen und der lebendigen praktischen Anwendung historischen Sinnes. Ist dies der Standpunkt, der für den Leserkreis dieses Büchleins eingenommen wird, so bleibt zum Schluß wohl nur noch die Beantwortung der einen Frage übrig, inwiefern es denn nun möglich sei, aus der klaren Erfassung dessen, was historischer Sinn in unserer Zeit ist, zu einer wirklich konkreten Anschauung der Geschichte zu gelangen. Da ist es denn charakteristisch, daß die Frage, auch schon in der vorliegenden historischen Literatur, je länger, je mehr mit einem Hinweis auf die Quellen beantwortet wird: nicht die Darstellungen — sondern vielmehr die Originalquellen ferner Zeiten sind das Material, das am besten in den Charakter dieser Zeiten einführt. Dieser Satz ist ja nun gewiß grundsätzlich richtig; zur praktischen Geltung aber gelangen kann er eigentlich nur für den, der sein Leben geschichtlichen Forschungen widmen will; der Laie muß schon zu darstellenden Zusammenfassungen greifen. Wird er nun gleichwohl heutzutage immer wieder auf die Quellen verwiesen, so liegt darin nur ein Beweis dafür, daß Darstellungen, die dem, was man histo-

rischen Sinn oder praktisches Denken der Gegenwart nennen kann, gerecht würden, vielfach nicht vorhanden sind; oder, mit anderen Worten, daß die Entwicklung des historischen Sinns weiter fortgeschritten ist, als die Bewältigung des geschichtlichen Materials durch die Wissenschaften, die sich mit ihm beschäftigen. Dies ist nun in der Tat eine Wahrheit, die unverkennbar ist, und die sich auch jedem Laien, den Geschichte wahrhaft fesselt, immer wieder als erstes Ergebnis seines Interesses aufdrängen wird, wie dem Verfasser aus zahlreichen Fällen bekannt ist. In diesem Zusammenhang liegt für die Wissenschaft eine wesentliche Aufforderung zu einem stärkeren gedanklichen Fortschritt, als dem bisher erreichten, in ihm zugleich auch, wenn dies zum Schlusse hinzugefügt werden darf, die Rechtfertigung für die Darlegungen in diesem kleinen Buche; denn sie würden schwerlich als notwendig erscheinen, wenn der historische Sinn der Gegenwart in der geschichtlichen Literatur seine Befriedigung fände.

D
13
L3
1913

Lamprecht, Karl
Gotthard, 1856-1915
Einführung in das
historische Denken.
R. Voigtländer
(1913)

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 01 04 05 012 3